Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **80 (1984)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

TAI-SOON YOO: Koreanerinnen in Deutschland. Eine Analyse zum Akkulturationsverhalten am Beispiel der Kleidung. Münster: F. Coppenrath Verlag 1981. VI, 225 S., 28 Tabellen, 13 Abbildungen (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 30).

Mit diesem Werk werden wieder einmal Daten und Analysen vorgelegt, die wohl nur eine Frau erheben und auf diese Weise auswerten konnte. Beispielhaft werden darin allgemeine Darstellungen über Mode, Tracht, Schminken und Schönheitsideale mit konkreten Beispielen in Verbindung gebracht. Die Gegenüberstellung von Beobachtungen und Erhebungsdaten aus Deutschland und Korea bringt die Kulturbedingtheit der genannten Begriffe sehr deutlich zum Ausdruck.

Das Material lieferten fast 150 seit mindestens fünf Jahren in Deutschland lebende Koreanerinnen. Die meisten davon sind im Pflegeberuf tätig und bringen aus ihrer Heimat eine fundierte Ausbildung mit. Es handelt sich also um eine Elite von Gastarbeiterinnen, deren Probleme jedoch mit denen ungelernter Gastarbeiterinnen z.T. identisch sind. Tai-Soon Yoo kommentiert ihr methodisches Vorgehen laufend und erleichtert auch durch Erklären ihrer Variablen- und Clusterbildung dem Leser das Einsehen der recht komplizierten Tabellen.

Je nach Kleidungsverhalten teilt die Autorin ihre Landsfrauen ein in vier Akkulturationsstufen: Niedrige Anpassung zeigen die älteren, aus der Provinz stammenden Frauen, die in einer Grossstadt leben und mit dem Ziel, in kurzer Zeit möglichst viel Geld zu verdienen, ins Ausland gezogen waren. Sie sind daher stark rückkehrorientiert, und dennoch stellt der Aufenthalt in Deutschland auch für sie einen Prozess mit tiefgreifenden, persönlichkeitsverändernden Folgen dar, die sich als starke Reintegrationsschwierigkeiten bei der Rückkehr bemerkbar machen.

Zu Typ zwei und drei werden die Mittelmässigen gezählt, deren Verhalten keine besonderen Ausprägungen aufweist, ausser gewissen Ähnlichkeiten mit Typ eins oder bereits Tendenzen zu Typ vier. Dieser letzte Typ zeichnet sich durch hohe Anpassung aus. Dazu gehören sehr junge Koreanerinnen, die in einer Kleinstadt leben, unter Deutschen verkehren (müssen) und auch einen europäischen Freund haben. Sie arbeiten aktiv auf eine generelle Eingliederung hin. Zum Schluss wagt Yoo das von andern Autoren, die an ähnlichen Themen arbeiteten, aufgestellte Axiom auf den Kopf zu stellen: Zufriedenheit könne als Indikator für Akkulturation gelten. Dagegen legt sie dar, dass Wahrnehmen und Äussern von Unzufriedenheit sowie die Bereitschaft, Reibungen und Konflikte auszutragen, als sichere Indikatoren für kulturelle Anpassung genommen werden können.

Maja Fehlmann

WALTER D. KAMPHOEFNER: Westfalen in der Neuen Welt. Eine Sozialgeschichte der Auswanderung im 19. Jahrhundert. Münster: F. Coppenrath Verlag 1982. VIII, 211 S., Tabellen, 20 Abbildungen (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 26).

Die aus persönlichem Interesse wissenschaftlich abgehandelte Teilgeschichte deutscher Übersee-Emigration – der Amerikaner Kamphoefner gibt als Zeugnis dafür eine Photo seines eigenen, erfolgreich emigrierten Grossvaters wieder – stellt auf originelle Weise individuelle Motivation und Erfahrung den gängigen theoretischen Ansätzen der Migrationsforschung gegenüber. Die Geschichte von gut hundert deutschen Familien, ihren Ziel- und Wertvorstellungen vor und während der Emigration sowie deren Abwandlungen in der neuen Heimat

liefern dazu reichlich Material. Einiges wird bestätigt: etwa der Zusammenhang zwischen hoher Emigrationsbereitschaft und Anerbenrecht, Protoindustrie und traditioneller Saisonarbeit. Dagegen ergibt sich aus dem vorgelegten Material keine Korrelation zwischen Protestantismus und hoher oder besonders erfolgreicher Emigration in die Neue Welt. Neben die häufig genannten Ursachen wie Konjunkturlage und Ventilwirkung bei Bevölkerungsexplosion im Heimatland stellt Kamphoefner die mehr individuell wirksamen Motoren von Reisebeschreibungen romantisierend-spekulativer Art und die sozialen und politischen Enttäuschungen über die 1848er Bewegung, die vor allem in der Unterschicht Angst auslösten. Ziel der Auswanderung war für die Mehrzahl die eigene Farm, der Erwerb dessen, was man als Kind verloren oder vermisst hatte. Die meisten Auswanderer entstammten nämlich einem Milieu, das Landbesitz hatte aufgeben müssen und auf dem Weg zum Taglöhner oder Fabrikarbeiter war. Emigration bedeutete Verwirklichung eines Ideals, das die Realität der Heimat bereits überholt hatte. Dass sich dieses Ideal in der neuen Heimat auch nicht leicht verwirklichen liess, davon zeugen Selbstmorde und eine ansehnliche Anzahl deutscher Emigranten, deren Spuren sich irgendwo verlieren. Aber auch der Weg der Erfolgreichen war kaum je ein direkter. Ein Aufenthalt als Handwerker in der Stadt scheint Vorstufe zum Erwerb einer Farm gewesen zu sein. Das günstigste Alter für die Verwirklichung der eigenen Zielsetzung scheint die Zeit der jungen Ehe mit nicht mehr ganz kleinen Kindern. Die noch kräftigen Eltern und die bereits zur Mithilfe fähigen Kinder erlaubten es, wenn nicht zu Reichtum, so doch zu «respectability» zu kommen. Zum Erfolg hat auch stets die Unterstützung durch andere Landsleute beigetragen. Die Westfalen haben sich systematisch entlang des Missouri angesiedelt und dort ihre eigene Kultur weitergepflegt: eigene Schule, eigene Kirche, Endogamie und das Festhalten an einer Eigen- und Fremdstereotypik halfen über zwei Generationen die eigene Kultur zu erhalten. So bedeutete Emigration kaum Entwurzelung, sondern bloss Verpflanzung. Die Assimilationsarbeit musste dann allerdings von den folgenden Generationen, z.B. auch vom Autor selbst, geleistet werden. Maja Fehlmann

INTRODUZIONE A RICERCHE ETNOGRAFICHE NEL VENETO. Vicenza: Academia Olimpica 1981. XIV, 331 p., 25 ill., 43 modelli di schede nomenclatorie.

Der von einem Autorenkollektiv verfasste Leitfaden für Feldforscher (insbesondere Sachforscher) steht im Dienste einer Totaldokumentation der ländlichen Kultur der Region Venetien (Veneto), die von den Dolomiten und Voralpen über die Hügelzonen bis zu den Lagunen von Venedig reicht. Das in einfacher und verständlicher Sprache geschriebene Werk versteht sich als konkrete Hilfeleistung sowohl für Studierende wie für Lehrer und Schüler der oberen Schulklassen sowie für Volkskunde-Liebhaber alten Stils. Dabei wird auf streng methodologische Anweisungen Wert gelegt sowohl mit Bezug auf den Umgang mit Informanten wie auch hinsichtlich der Übertragung der Daten auf genormte Karteikarten, denn die ermittelten Daten sollen unter sich vergleichbar sein und von jedem späteren Bearbeiter verwendet werden können. Wie bei der klassischen Wörter- und Sachen-Forschung wird die Angabe der jeweiligen mundartlichen Benennungen gefordert. Über die relativ einfache phonetische Transkription instruiert ein besonderes Kapitel. Die einzelnen Kapitel wie Lebenszyklus, Bräuche des Jahreslaufes, ländliches Handwerk, Werkzeuge und Geräte der Viehzüchter, Ackerbauern und Fischer, Kleidung, Nahrung, Spiele usw. enthalten knappe Einführungen und führen dann in tabellarischer Übersicht alle die Punkte an, die bei der mündlichen Befragung berücksichtigt werden müssen. Die meisten Kapitel über die Sachkultur wurden von dem hervorragenden Ergologen und Museumsmann *Giuseppe Šebesta* verfasst, der seinerzeit das Museo degli usi e costumi della gente trentina in San Michele all'Adige aufgebaut und geleitet hat.

Bemerkenswert ist das umfangreiche Kapitel über Siedlung und Hausbau von *L. A. Fontana*, in dem neben den architektonischen Formen vor allem auch die Bedeutung der traditionellen ländlichen Bauten im Sinne der funktionalistischen Volkskunde und der semiotische Aspekt berücksichtigt werden, während die übrigen Kapitel vor allem auf die Form, den Standort und die mundartlichen Bezeichnungen eingehen, was bei den Anfängern und Laien die Meinung entstehen lassen könnte, das durch die Feldforschung ermittelte Material sei an sich schon das Wissen über das «Volk». Die Verfasser sind sich jedoch durchaus bewusst, dass die «Reflexion und Evaluation» nicht von jedem der Feldforscher, an die sich das Werk richtet, geleistet werden kann.

Auf die Benützung historischer Quellen wird bewusst verzichtet; diese – so heisst es im Vorwort – seien auch in Zukunft noch zugänglich, während für die Erfassung der vorindustriellen volkstümlichen Kultur bald die letzte Stunde geschlagen haben wird.

Das Werk, das in mancher Hinsicht an den 1953 erschienenen «Guide d'étude directe des comportements culturels» von Marcel Maget erinnert, berücksichtigt auch die technischen Mittel volkskundlicher Erhebung wie das Tonband, Videokamera und Computer.

Die Zukunft muss zeigen, was aufgrund dieses für die Praxis geschaffenen Leitfadens gewonnen wird, um das traditionelle Volksleben des Veneto zu erkennen, und ob hier vielleicht ein Muster geschaffen wurde, das Nachfolge finden könnte.

Arnold Niederer

HEDWIG STÜCKLER: Die Speisebücher des Benediktinerstiftes St. Paul im Lavanttal (1888–1905). Eine statistische Analyse klösterlicher Nahrungskultur. Diss. Wien. Wien 1982. 222 S. (Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, 10).

Die klösterliche Nahrungskultur im Österreich der Jahrhundertwende steht im Mittelpunkt der Untersuchung von Hedwig Stückler. Ihre Quellen sind die detaillierten Speisebücher des Benediktinerklosters St. Paul (Lavanttal/Kärnten) – dabei beschränkt sie sich auf den Zeitraum 1888–1905. Im untersuchten Zeitraum lebten in diesem Kloster drei soziale Gruppen zusammen: Herren, Leute und Studenten; es dürfte sich dabei um Geistliche, Knechte und Angehörige der Klosterschule gehandelt haben. Hedwig Stückler stellt unter anderem fest, dass sich diese drei Gruppen auch in der Nahrung unterschieden, in qualitativer wie in quantitativer Hinsicht: die Speisen der Herren, dies als Beispiel, wiesen eine grössere Vielfalt auf als jene der Leute und Studenten. Während die Herren an Fasttagen Eier und Fische assen, bekamen Leute und Studenten Mehlspeisen und vegetabilische Nahrung. Kalbfleisch war für die Herren reserviert, Innereien erhielten die Leute.

Bis die Autorin jedoch dieses Teilresultat vorträgt, legt sie einen beträchtlichen und aufwendigen Weg zurück: so galt es zunächst, die klösterlichen Speisen drei Grundtypen (fett/mager/normal) zuzuordnen und dann eine repräsentative Auswahl aus den Tagen im untersuchten Zeitraum zu treffen; die Autorin hat jeweils 50 Werktage sowie sämtliche Feiertage eines Kalenderjahres berücksichtigt. Die Datenfülle war nur mit EDV zu bewältigen. Die Untersuchung hat durch die zahlreichen Tabellen und gehäuft verwendeten Abkürzungen an Lesbarkeit kaum gewonnen. Ihr Wert liegt darin, aus dem klösterlichen Speiseangebot eine annähernd umfassende Auswahl von Speisen aufzulisten. Interessant ist die am Rand vorgetragene Bemerkung, wonach sich ein Drittel dieser Speisen heute weder im Kloster noch in der Region findet. Dazu gehören Gerichte mit Namen wie «Damenkaprizen», «Eiertanz», «Fleckschmarren», «Melinzen» oder «Tommerl» (S. 219).

Stärker ins Gewicht fällt meines Erachtens, dass in der Studie methodologische Aspekte fehlen und eine kulturgeschichtliche Einbettung entfällt. Zur Rechtfertigung ihrer Untersuchung schreibt die Autorin lediglich, dass der Begriff Volk zu keiner Zeit eine homogene Einheit bezeichnet und sich die Volkskunde aller sozialen Schichten anzunehmen habe (S. 2). Nichts Näheres erfährt der Leser über das Kloster St. Paul, dessen Speisebücher immerhin über 200 Seiten lang untersucht werden. Auf die Problematik der klösterlichen Esskultur, so wie sie in der Regel des Hl. Benedikts festgelegt ist, geht Hedwig Stückler nur am Rand ein – offensichtliche Diskrepanzen werden mit dem Wandel der Lebensgewohnheiten gedeutet –, was als Erklärung kaum zu befriedigen vermag. Dieser im Ganzen allzu enge Horizont, der sich auch in der äusserst bescheidenen Bibliographie niederschlägt, mag erklären, warum die Studie kaum neue Aufschlüsse zu bieten vermag.

Dominik Landwehr

ERNST ZIEGLER: Das Grosse Mandat der Stadt St. Gallen von 1611. Obrigkeitliche Vorschriften über Kirchenbesuch, Essen und Trinken, Kleider, Schmuck, Verlobung und Hochzeit. Mit einer vollständigen Wiedergabe des Mandats in Originalgrösse und einem Kommentar von Stadtarchivar Ernst Ziegler. St. Gallen: VGS Verlagsgemeinschaft St. Gallen 1983. 90 S., ill.

Mit Mandaten versuchte die Obrigkeit in den reformierten Schweizer Städten des 16. und 17. Jahrhunderts das sittliche Leben ihrer Untertanen zu regeln. Es handelte sich bei diesen Mandaten in der Regel um kleinere, gedruckte Schriften mit maximal drei Dutzend Seiten Umfang. Sie erschienen nicht periodisch, sondern bei Bedarf. Die Sittenmandate wurden in der Kirche verlesen, was angesichts der tiefen Alphabetisierungsrate und der teuren Entstehungskosten für Druckschriften die wirkungsvollste Verbreitungsweise war.

Ein solches Sittenmandat untersucht der St. Galler Stadtarchivar Ernst Ziegler in seinem Buch «Das Grosse Mandat der Stadt St. Gallen von 1611». Seinem Anspruch nach ist dieses Werk keine wissenschaftliche Abhandlung, sondern ein Buch, das sich an eine breite Leserschaft richtet; es ist reich illustriert und überdies mit einem Faksimile-Nachdruck des 36 Seiten starken Mandats ausgerüstet, was das Buch sehr reizvoll macht.

Mit dem Grossen Mandat von 1611 versuchte die Obrigkeit in verschiedene Bereiche des täglichen Lebens der Bürger einzugreifen, um Kirchgang, Gastmähler, Kleidung, Hochzeitsbräuche und anderes mehr zu regeln. Man erfährt beispielsweise, dass Kleidervorschriften nicht allgemein, sondern nach Ständen gestuft erlassen wurden: der reiche Bürger durfte sich köstlicher kleiden als der Handwerker oder die Dienstmagd, ebenso durfte er aufwendigere Hochzeiten und Gastmähler feiern als jener im tieferen Stand.

Wenig erfährt der Leser in diesem Buch indes darüber, ob diese Verordnungen eingehalten wurden; ebenso bleibt das ganze kulturgeschichtliche Umfeld des Sittenmandats von 1611 merkwürdig blass. Wohl verweist der Autor auf ein analoges Werk des Zürchers Peter Ziegler (Zürcher Sittenmandate, Zürich: Orell Füssli Verlag 1978), doch wären einige allgemeine Bemerkungen zu Umfeld und Einordnung in die St. Galler Stadtgeschichte diesem Buch wohl angestanden.

Dominik Landwehr

MARTIN SCHMID, GAUDENZ ISSLER, CHRISTIAN LOREZ, TILLY LOREZ: Davoserdeutsches Wörterbuch. Der Wortschatz einer Bündner Walsermundart. Chur: Verlag Walservereinigung Graubünden 1982. 261 S., 48 Zeichnungen von Fridolin Taverna.

Zwischen 1870 und 1879 hat der aus Davos gebürtige, später in Heidelberg wirkende «Anwalt und schweizerische Ober-Lieutenant» *Valentin Bühler* im Selbstverlag mit mehrfachen Lieferungen sein aus Heimatliebe erwachsenes Werk «Davos in seinem Walserdialekt» geschaffen. Es enthält – allerdings in etwas wirrer Anordnung und Deutung – den damaligen Wortschatz des – wie der Verfasser meint – «wohl exprimirtesten und im geschichtlichen Zusammenhang bedeutendsten» Dialekts der Bündner Walsermundarten. V. Bühlers Pionierarbeit ist längst vergriffen und heute nahezu vergessen.

Nach über 100 Jahren ist jetzt ein neues, nun klar gestaltetes Davoserdeutsches Wörterbuch im Verlag der Walservereinigung Graubündens erschienen. Kenntnisreiche Verfasser sind die beiden Altlehrer *Martin Schmid* und *Gaudenz Issler*. Sie haben in ihrer Gegenwart wieder das Sprachgut ihrer Heimat jahrelang gesammelt, haben ältere Darstellungen wie das Werk V. Bühlers und die fleissigen Aufzeichnungen des Jennisberger Bergbauern *Hans Strub* zu Rate gezogen, jedoch daraus nur das entnommen, was sich heute noch bei guten Gewährsleuten belegen liess. Doch haben sie nicht eine blosse Statistik dessen erstellen wollen, was heutzutags im Umkreis des Kurorts Davos alles gesprochen wird, wie solches bei neueren Dialektologen aufgekommen ist, um den konkreten «Übergangszustand» der örtlichen Rede zu erfassen. Vielmehr wollten sie durch Auswahl des auf Davoser Boden überlieferten Sprachguts ein Bild von dem erwachsen lassen, was man noch immer als die charakteristische einheimische Walsermundart betrachten kann. Obschon ihr Buch wissenschaftlich einwandfrei durchdacht und ausgestaltet ist, erfüllt es doch auch die Aufgabe, die Landsleute anzuregen und sie auf Wert und Ausdruckskraft ihrer angestammten Sprache aufmerksam zu machen und sie zum Erhalten des gefährdeten Erbes aufzumuntern. Dazu verhelfen die auf komplizierte Zeichen verzichtende Schreibung des alphabetisch aufgereihten Wortguts, die knappen, aber oft im lebendigen Satzzusammenhang vermittelten Bedeutungsangaben wie die instruktiv-anschaulichen Zeichnungen *Fridolin Tavernas* von allerlei Geräten und Bauten. Dem nach dem «echten» Davoser Ausdruck für eine Sache suchenden Benützer kommt ein schriftdeutsches Wörterverzeichnis mit davoserdeutscher «Übersetzung» entgegen, eine Neuerung unter den mundartlichen Lexika, die man ebenso dankbar begrüsst wie die ergänzenden Abschnitte, die im ersten Anhang die bodenständigen Pflanzennamen, im zweiten die Orts- und Flurnamen und im letzten auch die altüberlieferten Davoser Rufnamen ausbreiten.

So ist ein für das örtliche Sprachleben wie für die Sprachwissenschaft bedeutendes Werk entstanden. Es ruft nach dem Vergleich mit andern Sammlungen walserdeutschen Sprachguts. Besonders eindrücklich tritt nun der Zusammenhang mit den stammverwandten ennetbirgischen Kolonien hinter dem Monte Rosa zutage, wenn man etwa das im selben Jahr erschienene «Wörterbuch der Mundart von Gressoney» von Peter Zürrer heranzieht. Gemeinsame Eigenarten sind noch heute auffällig! Hätten unsere Verfasser in einem weiteren Anhang auch das in Davos Verlorengegangene berücksichtigt, wäre gelegentlich einmal ein weiterer Zug einstiger Sprachverbundenheit zutage getreten, wie in dem von V. Bühler noch verzeichneten «Ziebal» (m.) für ein «Miniaturbrot», das den Kindern während des Hausbackens hergestellt wird und das sich in Gressoney als «Zeebil» (m.) für ein «besonderes Brötchen, das aus Teigresten gebacken wird», wiederfindet.

Gross und eindrücklich ist noch die Fülle des bei ein paar hundert von den rund zehntausend Einwohnern nachlebenden alten Davoser Spracherbes. Dafür, dass es heute wohlgefasst und greifbar in Buchform vorliegt, gebührt den beiden unentwegten Sammlern Dank, aber auch den mitarbeitenden Helfern *Christian* und *Tilly Lorez* wie *Rudolf Trüb*, der eine knappe Darstellung von Lauten und Formen des alten Davoserdeutschen beigesteuert hat. Paul Zinsli

OTTO HÖFLER: Siegfried, Arminius und der Nibelungenhort. Wien: Verlag der Österreich. Akademie der Wissenschaften 1978. 119 S., 2 Karten. (Österreich. Akad. der Wiss., Phil.-Hist. Klasse, Sitzungsberichte, 332).

Die archetypische Symbolik der Gleichsetzung eines militärisch-politischen Sieges über einen Feind mit dem Sieg über ein mythisches Ungeheuer ist in verschiedenen Kulturkreisen und Epochen bezeugt. Höfler überträgt diesen Topos auf den Sieg des Arminius (Hermann der Cherusker) über die Römer im Jahre 9 nach Christi Geburt, wobei er Arminius mit Siegfried gleichsetzt. Die Vermutung, dass die Sage von Siegfrieds Sieg über den Drachen auf den Sieg des Arminius über Varus im Teutoburger Wald zurückgehe, ist nicht neu und wurde seit Mone 1830 vielfach diskutiert.

Höfler versucht nun aufgrund sprachlichen und historischen Materials diese These zu belegen, indem er zunächst die Identität der beiden Gestalten nachzuweisen versucht. Wichtigstes Indiz für seine Beweisführung ist die Bezeichnung des Ortes, an dem Sigurd den Drachen Fafnir erschlug, der in den nordischen Quellen Gnitaheide heisst und den Höfler (nach Paul Höfer 1888) in der westfälischen Knetterheide, westlich von Schötmar an der Werra findet. Schon der Historiker Delbrück hatte, ohne die nordischen Belege zu kennen, den Beginn der Varusschlacht in dieser Gegend lokalisiert. Auch den Schatz (der Nibelungen), den Siegfried Fafnir auf der Gnitaheide abgewann, ist nach Höfler in einem prachtvollen römischen Schatzfund zu sehen, der 1868 bei Hildesheim im Galgenberg entdeckt wurde und der wahrscheinlich den Germanen als Kriegsbeute in die Hände fiel; dass er in einem Berg vergraben wurde, lässt sich ebenfalls durch einen Teil der Quellen zur Sigurd/Siegfried-Sage stützen.

Höflers Theorie, die in vielen Detailergebnissen heftig von einigen Vertretern der Nordistik angefochten wird, weist wiederum viele Einzelmotive auf, die sich frappierend als Bindeglieder zwischen der Sage von Siegfried und der Geschichte des Arminius einpassen. Eine Wertung dieser Theorie, deren Sinn in der Prämisse besteht, dass des Arminius Sieg über die Römer schon von den Zeitgenossen als epochale Befreiung aus der römischen Umklammerung erkannt und somit mythisiert und als Sieg über den verschlingenden Drachen symbolisiert wurde, kann hier freilich nicht gegeben werden. Leander Petzoldt

WOLFGANG JAEGER: Augenvotive. Votivgaben, Votivbilder, Amulette. Sigmaringen: Thorbecke Verlag 1979. 80 S. 48 Abb.

Der Heidelberger Ophthalmologe stellt in dem kleinen Bändchen Zeugnisse der Volkskunst und des Volksglaubens zusammen, die ihre Veranlassung Erkrankungen der Augen und Blindheit verdanken. In einem einleitenden Kapitel geht er auf die historische Entwicklung der Augenvotive in der griechischen und römischen Antike und ihre Übernahme durch den christlichen Kult ein. Das Mittelalter kennt neben der aus der Antike übernommenen maskenförmigen Darstellung beider Lidspaltenbereiche mit Nasenwurzel auch eine vollplastische kugelige Form des Augapfels als Votivgabe, wie der Verfasser am Beispiel zweier Altarbilder nachweisen kann. Wachs ist neben Holz, Ton und Metall das am häufigsten verwendete Material. Jaeger beschreibt die Formen der an den Wallfahrtsorten gehandelten Augenvotive sowie die Materialien. Die meisten Votivbilder, die sich auf Augenkrankheiten beziehen, stammen aus Marienwallfahrten. Daneben kann der Autor jedoch auch eine Reihe von speziellen «Augenheiligen» im Votivbild nachweisen: die hl. Ottilie (Odilia), den hl. Erhard, den hl. Leodegar, die hl. Wolfsindis, die hl. Walburga und schliesslich den hl. Wolfgang. Das besondere Interesse des Arztes gilt den Votivbildern als medizinhistorischer Quelle. Wenn an den Votivgaben in der Regel charakteristische Krankheitssymptome nicht feststellbar sind, was dadurch bedingt ist, dass sie serienmässig hergestellt wurden, so lässt sich auf den Votivbildern häufig die Art der Augenverletzung, soweit sie von

aussen verursacht wurde, feststellen. Spezifische Augenerkrankungen lassen sich aber auch hier nicht diagnostizieren. Somit wirkt das liebevoll ausgestaltete Bändchen letztlich etwas enttäuschend, da der Leser sich gerade von der speziellen Interessenlage des Autors her mehr versprochen hätte; vielleicht wären bei einer breiteren Materialgrundlage aussagekräftigere Ergebnisse zu erzielen gewesen.

Leander Petzoldt

INGE SCHWARZ-WINKLHOFER und HANS BIEDERMANN (Hg.): Das Buch der Zeichen und Symbole. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Graz: Verlag für Sammler 1980. 443 S., über 1400 Abb.

Das überaus informative und praktische Nachschlagewerk vermittelt dem Benützer einen eindrucksvollen Einblick in die Welt der Bildsymbole. Von den Kerb- und Ritzdekors der Altsteinzeit bis zu den Piktogrammen der Gegenwart reicht die Spannweite dieses Bandes. Schriftsysteme, Geheimschriften und paläographische Symbole werden ebenso abgebildet und beschrieben wie Symbole der christlichen und nichtchristlichen Religionen, magische Zeichen, Münzmarken und heraldische Formen. Frühe Notenschriften, Neumen und graphische Notation werden dargeboten sowie Marken und Signaturen aus dem Bereich des Handwerks, Kunsthandwerks und der Kunst. Damit wird ein, wenn auch nicht erschöpfender, so doch umfassender Überblick über den Bereich der Zeichen und Symbole gegeben, der zudem jeweils die Genese und Bedeutung der Zeichen zu beschreiben versucht. Ein Grundformen-Schlüssel am Ende des Buches vereint die gebräuchlichsten und in immer neuen Variationen erscheinenden Zeichen wie Dreipass, Radkreuz, Dreieck, Kreis und weist auf ihre Verwendung in den verschiedensten Zusammenhängen hin. Literaturangaben zu den einzelnen Kapiteln ermöglichen dem Benützer ein tieferes Eindringen in die Materie. In Ergänzung zu diesem Band ist von *H. Biedermann* «Bildsymbole der Frühzeit», Graz 1977, erschienen.

Leander Petzoldt

OTTO HÖFLER: Über somatische, psychische und kulturelle Homologie. Vererbung und Erneuerung. Wien: Verlag der Österreich. Akademie der Wissenschaften 1980. 55 S. (Österreich. Akad. der Wiss., Phil.-Hist. Klasse, Sitzungsberichte, 366).

Ausgehend von dem in der Natur-Morphologie bekannten Begriff der Homologie schlägt Höfler vor, diesen auch in der Kultur-Morphologie anzuwenden, um zu einer exakteren Terminologie zu gelangen, wenn es um die Bestimmung der Gleichartigkeit (gleich, identisch, similar) kultureller Morpheme geht. Auf dem Gebiet der somatischen Homologie ist etwa Goethes Entdeckung des Zwischenkieferknochens zu nennen, der als morphologische Entsprechung dieses Knochens bei anderen Wirbeltieren als homolog bezeichnet werden kann, im Gegensatz zu funktionellen Entsprechungen (Flügel von Insekten/Vögeln), die als analog bezeichnet werden. Ähnliches gilt für psychophysische Vorgänge, wie etwa das Weinen, das als homologe menschliche Verhaltensweise zu erkennen ist.

Auf dem Gebiet der Kulturmorphologie erwähnt Höfler den «in Raum und Zeit überaus verbreiteten Typus von Initiation ... dass der Initiand symbolisch getötet und dann zu neuem ... Leben wieder auferweckt» wird. In der Wassertauche (Taufe, Gautschen) und in Feuerriten hat sich dieser Typus in kulturell unterschiedlichen Höhenschichten bis zur Gegenwart erhalten. Abschliessend diskutiert Höfler die Auffassungen von einer Homologie der Kulturentwicklungen und Kultur-Abläufe (Spengler) und die Ablehnung einer solchen kulturellen Homologie durch Goethe, der dagegen «die Gestaltungskraft des Lebendigen» setzte, «die sich in immer neuen Metamorphosen offenbare». Leander Petzoldt

FORSCHENDES LERNEN UND DER STUDENTENBERG. Aus dem Alltag eines Uni-Instituts. Frankfurt: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie 1980. 191 S. (Notizen, 10).

Die bereits im September 1980 erschienene Broschüre enthält mehrere Aufsätze, Praktikumsberichte und Beschreibungen von Forschungsprojekten aus dem Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie in Frankfurt.

Die Leiterin, Ina-Maria Greverus, geht in einem einführenden Beitrag auf die Geschichte des Instituts und der 'Notizen' ein, die, wie sie schreibt, von Beginn an «ausschliesslich als Berichtsblatt über unsere eigenen Arbeiten geplant» waren. Als Vertreterin einer praxisorientierten Wissenschaft, die sich der Kulturpolitik und der praktischen Kulturarbeit verschrieben hat, sieht sie die Aufgaben der Wissenschaft darin, dass sie sich auch «dem Untersuchten und seiner Situation zur Verfügung stellt».

Der Band vermittelt einen informativen Einblick in die Arbeit des Instituts nicht nur auf der 'Wissenschaftsebene', sondern auch aus der subjektiven Sicht der Studierenden und ihrer Probleme. Leander Petzoldt

ORPHEUS. Altgriechische Mysterien. Übertragen und erläutert von J.O. Plassmann. Nachwort von Fritz Graf. Köln: E. Diederichs Verlag 1982. 175 S., 10 Bilder auf Kunstdrucktafeln, 5 Abb. im Text. (Diederichs Gelbe Reihe, 40: Antike).

Die Neuausgabe der Übersetzung der orphischen Hymnen durch J.O. Plassmann 1928 kommt einem Zug der Zeit entgegen, der gewöhnlich unter dem Etikett «esoterisches Denken» läuft. Freilich hat dieses liturgische Liederbuch eines dionysischen Kulturvereins einer unbekannten kleinasiatischen Stadt aus dem ersten Jahrhundert der Kaiserzeit einiges mit der «Esoterik» reifer Kulturepochen gemein, war doch der Dionysoskult zu diesem Zeitpunkt schon etwa ein Jahrtausend alt und seine «orphische» Überformung, Verinnerlichung und Vergeistigung, die Ausbildung eines neuen Hades-Mystizismus rund um die Prophetenfigur des thrakischen Sängers Orpheus, stellt eine charakteristische Gegentendenz der hellenistischen Mediterranzivilisation dar: neben die gewaltigen Leistungen auf dem Gebiet der Wissenschaft, Technik, Verwaltung und Rechtskodifizierung tritt der Zug zu Innerlichkeit und Mystik, neben die schier unbeschränkten wirtschaftlichen Möglichkeiten der Hang zu Enthaltsamkeit und Mass, neben die rapiden Urbanisierungsprozesse die Sehnsucht nach dem einfachen Landleben usw.

Die Wiederauflage der exzellenten Hymnen-Übersetzung in ein vom George-Kreis deutlich inspiriertes Deutsch darf also in gewisser Hinsicht als symptomatisch angesehen werden für eine tiefere Verwandtschaft, die unser Jahrhundert mit dem Hellenismus verbindet. Freilich ist das von Nietzsches Auffassung vom «Dionysischen» geprägte Vorwort von *Plassmann* heute etwas anders zu lesen: Zwar besingen die Hymnen den rasenden Rausch des Maskengottes, doch ist dies nur mehr traditionelle Anamnese; den kleinen Zirkel des Kultvereins hat man sich vermutlich viel biederer, «bürgerlicher» vorzustellen. Der Diederichs-Verlag legt hier in Taschenbuchform ein Beispiel selten ins Deutsche übersetzter griechischer Kultlyrik vor, die in manchen Punkten allgemeinere Affinität zu esoterischen Bewegungen unserer Zeit zeigt, welche hauptsächlich aus dem Osten kommen: purifikatorische Attitüden, Enthaltsamkeit von Fleischgenuss, Vegetarismus und Abstinenz usw. Auch für den heutigen Leser eine interessante Lektüre.

Walter Puchner

CINDERELLA. A Folklore Casebook. Hg. und kommentiert von Alan Dundes. New York and London: Garland Publishing Inc. 1982. XIX, 311 S. (Garland Folklore Casebooks, 3).

Im Rahmen der Folklore Casebook Series hat sich *Alan Dundes* ein lobenswertes Ziel gesetzt. Artikel zu ausgewählten volkskundlichen Themen sollen in einem

Band zusammengefasst werden und mit Kommentaren sowie bibliographischem Material versehen dem Folkloristen und vor allem auch dem Folklore Studenten helfen, Einblick in die interdisziplinären Möglichkeiten des Folklore-Studiums zu gewinnen. Gemäss Dundes beginnt solide wissenschaftliche Arbeit dort, wo andere aufgehört haben. Da aber volkskundliche Materialien wie z.B. Märchen von Angehörigen verschiedenster akademischer Ausrichtungen bearbeitet werden, ist es schwierig, eine auch nur annährend vollständige Übersicht über einen Sachbereich zu gewinnen. Die Folklore Casebook Series offeriert deshalb einerseits eine breite Auswahl von wenn nötig ins Englische übersetzten Artikeln zum gegebenen Thema, und andrerseits stellt jeder Band in sich ein Musterbeispiel gründlichen, interdisziplinären Bibliographierens dar, sicher eine der Stärken von Dundes und der eingangs dankend erwähnten Jeanne Harrah.

Der hier besprochene Band beginnt mit drei klassischen Versionen von AT 510 (Basile, Perrault, Grimm). Innerhalb der nachfolgenden 18 Aufsätze finden sich weitere Texte, so z.B. eine chinesische Version aus dem 9. Jahrhundert *(Jameson)*, indonesische *(Damandjadja)* sowie indische Versionen *(Ramanujan)*, drei im Kontext festgehaltene Wiedergaben aus der Toskana *(Falassi)* und ein Text aus Iran *(Mills)*. Die Beiträge erscheinen mehr oder weniger in chronologischer Reihenfolge, thematisch nach vergleichender und interpretierender Ausrichtung unterteilt. Eine ausgewählte, kommentierte Bibliographie beschliesst die Sammlung.

Dundes' ausführliche Einleitungen zu den einzelnen Beiträgen verhelfen der Sammlung zu einem roten Faden, der auch dem nicht Eingeweihten einen guten Einblick in die Verästelungen der Märchenforschung gewährt. Wo immer möglich, liefert Dundes weitere Vorschläge zur Lektüre, sei dies betreffs des Autors oder der im Artikel vertretenen Theorien. So findet man z.B. in der Einleitung zu *Rubensteins* psychoanalytischer Deutung des Märchens Verweise zu S. Freud, O. Rank und empfehlenswerten Indices sowie weitere Titel psychoanalytischer Aschenputtel-Interpretationen. *Yolens* Bemerkungen zur Popularisierung und Vermarktung des Märchens in den Vereinigten Staaten stellt Dundes in den weiteren Rahmen ideologischer Veränderungen volkskundlicher Materialien, und auch hierzu bietet er weitere Aschenputtel-Quellen an.

Im Rahmen einer Besprechung ist es nicht möglich, auf alle Aufsätze von *Ralston* (1879) bis *Falassi* (1980) einzugehen. Verdienst und Nützlichkeit des Bandes sind offensichtlich: ein breites Spektrum von Arbeiten zum Aschenputtel liegt nun vor, wobei nicht nur bekannte Wissenschaftler wie *Anna Brigitta Rooth*, *William Bascom* und *Archer Taylor* (mit einer bisher unveröffentlichten Übersicht zum Studium des Märchens) vertreten sind. *Cinderella* eignet sich vorzüglich zum Gebrauch in Seminaren zur Märchenforschung, regt doch einiges zur Kritik an. Der Band empfiehlt sich aber auch für alle, die am Studium von Märchen interessiert sind, für Folkloristen und vor allem auch für Vertreter anderer Disziplinen, denen Dundes hier beweist, dass volkskundliche Einsichten in Verbreitung und kulturspezifische Bedeutung des Märchens mancher enggefassten anthroposophischen oder psychoanalytischen Deutung zu grösserer Tiefe verholfen hätte. Es bleibt zu hoffen, dass Alan Dundes weitere Bände dieser Serie mit gleicher Sorgfalt und Diplomatie zusammenstellen wird. Regina Bendix

SPEKTRUM DER PARAPSYCHOLOGIE. Hans Bender zum 75. Geburtstag. Hg. v. Eberhard Bauer und Walter von Lucadou. Freiburg i.Br.: Aurum-Verlag o.J. [1983]. 253 S.

«Spektrum» im Titel der Festschrift ist nicht so zu verstehen, dass überhaupt alle Themenschwerpunkte der Parapsychologie durch Beiträge abgedeckt werden. Es handelt sich vielmehr um einen Rechenschaftsbericht über den Stand der Parapsychologie heute, der in Aufsätzen von Kollegen und Mitarbeitern, die zum Arbeitskreis des Freiburger Lehrstuhls und der «Zeitschrift für Parapsychologie

und Grenzgebiete der Psychologie» gehören, in einem breiten Spektrum der Meinungen zur Sprache kommt, an dem sich der Geehrte selbst in einem Interview mit seinem Nachfolger Johannes Mischo beteiligt. Trotz der Erfolge, die Benders Engagement beschieden waren – das Ordinariat für Parapsychologie konnte nicht nur erhalten, sondern auch institutsmässig aufgewertet werden –, stellt sich, und zwar nicht nur in der Bundesrepublik, sondern in der ganzen westlichen Welt, die Frage, ob es der Parapsychologie gelingt, durch gesicherte Erkenntnisse aus ihrer wissenschaftlich eher marginalen Lage herauszukommen. Eine kritische Bestandesaufnahme der gegenwärtigen Situation ist ein wichtiger Schritt auf diesem Wege.

Die Meinungen führender Parapsychologen zum Stand der Wissenschaft erkundete *Martin Johnson* (Utrecht) in einer Fragebogen-Umfrage über «Die Zukunft der Psi-Forschung», deren Ergebnisse er in Auswahl vorlegt. So sollte z.B. beantwortet werden, in welchem Teilbereich – Aussersinnliche Wahrnehmung oder Psychokinese – zuerst ein Durchbruch erfolgen werde, wann das erste wirklich wiederholbare Experiment und ob und wann eine praktische Anwendung der Psi-Phänomene möglich sein werden, wie die parapsychologische Geheimforschung in den Vereinigten Staaten und in der Sowjetunion zu beurteilen sei. – Diese Umfrage beruht auf der Voraussetzung, dass Psi-Phänomene existieren und erforscht werden können. Grundsätzlicher, die Existenz von Psi berührender Problematik ist die Frage des Psychologen *Ulrich Timm:* «Was wissen wir wirklich über die Psi-Phänomene?» Timm beklagt den Mangel an praktikablen Theorien und Funktionsmodellen im Psi-Bereich und gibt als unentbehrliche Grundlage aller Forschungsbemühungen eine fundierte Bestandesaufnahme des heutigen Wissensstandes, bei der es ihm darum geht, das «wenig Gesicherte vom Ungesicherten zu trennen und eindeutig zu beschreiben». – Über eine Bestandesaufnahme hinaus führt der Beitrag von *John Beloff* (Edinburgh). In «Die Fingerabdrücke von Psi» entwickelt er sieben Strategien, die Parapsychologie als Wissenschaft zu festigen und ihre Anerkennung beim wissenschaftlichen Establishment zu erreichen. Er fordert das betrugssichere Experiment, die Schaffung eines permanent paranormalen Gegenstandes, den Versuch, die Phänomene unter unabhängiger Leitung zu wiederholen, die praktische Anwendung der Parapsychologie als stete Herausforderung zu betrachten, den Brückenschlag zwischen naturwissenschaftlichem Weltbild und Psi-Phänomenen vorzunehmen, dem Datenmaterial gesetzmässige Regelmässigkeiten und sinnvolle Korrelationen abzugewinnen und dabei unerwartete Effekte mehr als bisher zu beachten. – Die prekäre Lage der Parapsychologie im Anspruch zwischen Wissenschaftlichkeit und öffentlichem Interesse darzustellen ist das sorgenvolle Anliegen von *Eberhard Bauer*. In «Parapsychologie für wen?» beschreibt er die Gefahr einer popularisierten Parapsychologie, der die wissenschaftlich noch nicht genügend gefestigte Disziplin ansichts eines breiten, explosiv zunehmenden Laieninteresses an okkulten Dingen ausgesetzt ist. – Die unkritische Rolle, die Massenmedien dabei spielen, beleuchtet auch der Beitrag *Gerhard Adlers* (Südwestfunk Baden–Baden), der «selbstkritisch» und «ehrlich» auf den schmalen Grat zwischen den Bedürfnissen der Aktualität und der in der Mehrheit unqualifizierten Zuschauer bzw. Zuhörer einerseits und der fundierten Information andererseits hinweist. Erschwerend kommt hinzu, dass alle Mitteilungen über parapsychologische Phänomene auf sehr entschiedene Pro und Contra zu stossen pflegen. In seinem Beitrag «Die Legitimität des Unglaubens» geht *Pit Hein Hoebens* (Redakteur bei «De Telegraaf») auf die Hintergründe dieser kontroversen Einstellungen ein. Auch die Skeptiker, zu denen sich der Autor selbst rechnet, müssen einsehen, dass ihre Vorwürfe der Unwissenschaftlichkeit und des Betrugs letztlich emotional bestimmt sind und sie ebenso wie die Parapsychologen von a-priori-Voraussetzungen ausgehen. Dass in der Gemeinschaft der Parapsychologen Platz ist für jede Art der Selbstüberprüfung, wird ausdrücklich hervorgehoben. – Wie die im allgemeinen stets negativ bewertete Scharlatanerie auch anders gesehen werden kann, führt

der Berliner Anglist *Wilhelm Gauger* in dem Beitrag «Der aufrichtige Scharlatan» anhand von Beispielen aus Völkerkunde und Literatur vor Augen.

Auch wenn nicht explizit differenziert, werden dem Leser der Festschriftbeiträge doch zwei recht unterschiedliche Vorgehensweisen der wissenschaftlichen Parapsychologie deutlich: die «Operationalisierung» von experimentell erhobenem, mengenmässig-statistisch ausgewertetem Datenmaterial und der «qualitative» Zugang, der «Fälle» des paranormalen Geschehens analysiert unter Kategorien des Verstehens. Das Gros der Festschriftbeiträge – ergänzend wäre noch der Aufsatz von *Jürgen Keil* über «Psi-Fähigkeiten und Psi-Leistungen» zu nennen – gehört der erstgenannten Forschungsrichtung an. Der Jubilar selbst – das unterstreicht das mit *J. Mischo* geführte Gespräch – neigt trotz aller Offenheit für experimentelles Vorgehen mehr zur zweiten. Drei gewichtige Aufsätze tragen dem Rechnung. Johannes Mischo untersucht die von H. Bender hoch veranschlagte Bedeutung des «affektiven Feldes» im Umfeld von Psi-Phänomenen. *Walter von Lucadou* greift die von Bender als Schlüsselphänomene hoch bewerteten Spukerscheinungen auf und erarbeitet überzeugend Beschaffenheit und Gründe für das Kernproblem der «Flüchtigkeit des Spukes». In weltanschauliche Hintergründe führt schliesslich der «Beitrag zur Diskussion der Synchronizitätshypothese C. G. Jungs» von *Marie-Louise von Franz*, der Annahme eines a-kausalen Sinnzusammenhangs, der Bender sehr nahe steht. Auch in diesem Punkt sind die in den Beiträgen vorgetragenen Standpunkte nicht einheitlich, wenn auch ein einfacher Reduktionismus der Psi-Phänomene auf naturwissenschaftliche Daten der Physik abgelehnt wird. Man ist auf der Suche nach einer Systemtheorie, die physikalischen und parapsychologischen Erscheinungen gerecht wird. Das kommt besonders bei W. v. Lucadou zur Sprache, wird aber auch von *Wolfgang Büchel* (Bochum) in seinem Beitrag «Naturauffassung und Parapsychologie» vertreten.

Ergänzend seien zum Schluss noch einige Aufsätze erwähnt, die weitere Forschungsthemen Benders aufgreifen: Astrologie *(A. Müller)*, Wünschelrute *(H. D. Betz* und *H. L. König)*, Doppelgänger und Verwandtes *(W. F. Bonin)* und der thematisch entfernte Beitrag von *W. Rorarius:* «Philosophische Argumente für ein Fortleben nach dem Tod».

Im Blick auf die Festschrift als Ganzes drängt sich das Urteil auf, dass hier mit durchaus nicht selbstverständlichem Mut zu Ehrlichkeit «kognitive Dissonanzen» nicht verschleiert, sondern mit guten Argumenten ausgebreitet werden, eine Tatsache, die freilich für die Parapsychologie im derzeitigen Stadium nicht nur nicht hinderlich, sondern lebenswichtig ist. Gerda Grober-Glück

EMMANUEL LE ROY LADURIE: Karneval in Romans. Von Lichtmess bis Aschermittwoch. Stuttgart: Klett-Cotta 1982. 416 S., Abb.

Mit Methoden der Soziologie, Ethnographie und Geschichtswissenschaft, oft auch mit fast detektivischer Akribie rekonstruiert der weit über die Grenzen Frankreichs hinaus bekannte Vertreter der «Nouvelle Histoire» Le Roy Ladurie in diesem Werk den Modellfall einer gescheiterten Revolte in der Dauphiné-Stadt Romans im Jahre 1580, zwei Jahrhunderte vor den erfolgreichen Revolutionen der neueren Geschichte. Für ihn ist – und dies wird bei der Lektüre auch für den Leser erkenn- und verstehbar – der Karneval von Romans als punktuelles Ereignis ein Spiegel der Kultur und der Konflikte einer Epoche. «Dazu gehören die rein städtischen Kämpfe, die aus Anlass kommunaler Probleme die Handwerkerschaft gegen das Patriziat aufbringen; die traditionellen Bauernunruhen, die sich gegen ein offensiv und kapitalistisch werdendes Grundherrentum wenden; die heftigen Abwehrreaktionen gegen den Staat und gegen den Fiskus, die beide soziale Gegensätze enthüllen; es gehören auch dazu die katholischen, aus Mittelalter und Renaissance und bald auch aus dem Barock stammenden Festbräuche; die halbgelehrten und halbegalitären bürgerlichen Ideologien, die Zeitgenossen eines ersten Klassi-

zismus, der sich von antiken Autoren nährt...», wie der Autor selber die ineinander wirkenden Kräfte zusammenfassend prägnant beschreibt (S. 363).

Da das Interesse des Autors insbesondere auch dem grossen Reichtum symbolisch und folkloristisch verschlüsselter Sinngebung der romanaisischen Revolte gilt, wird dieses Werk auch für den Volkskundler zu einer interessanten, teilweise sogar spannenden Lektüre. Er findet darin nicht nur eine minutiöse Darstellung des Karnevals von Romans, sondern auch eine kenntnisreiche Deutung seiner Bräuche und Symbole. Den Bezügen zwischen den Karnevalsbräuchen und dem vorchristlichen Winterfest widmet der Autor gar ein eigenes Kapitel. Bei der ganzen Lektüre wird zudem immer wieder deutlich – und dies scheint mir ein besonderer Vorzug dieses Buches zu sein –, in welch engem Zusammenhang Volksbrauch, Politik, Religion und Sport in der städtischen Kultur dieser Epoche stehen. Diese Verzahnung von Volksbrauch und Politik zeigt sich beispielsweise auch – dies sei zum Schluss für den Schweizer Leser angemerkt – im Gebrauch von urschweizerischen Freiheitssymbolen, wie Armbrust, Hellebarde und Alphorn im romanaisischen Karneval. Pius Hafner

Karl Baumgarten: Das deutsche Bauernhaus. Eine Einführung in seine Geschichte vom 9. bis zum 19. Jahrhundert. Neumünster: Karl Wachholtz Verlag; Berlin: Akademie-Verlag 1980. 200 S., 83 Abb.

Baumgarten – durch zahlreiche eigene Arbeiten seit langem als mit der Hausforschung wohl vertrauter Fachmann ausgewiesen – unternimmt das Wagnis, die längst überfällige Geschichte des deutschen Bauernhauses zu schreiben. Einige wenige, weit zurückliegende zusammenfassende Darstellungen sind längst überholt. Der Volkskundler (in dessen Fachbereich die Hausforschung etabliert ist), nicht weniger auch die an der Hausforschung interessierten Vertreter benachbarter Disziplinen (Soziologen, Geographen, Historiker usw., aber z.B. auch Architekten) sowie auch die zahlreichen Heimatforscher und -freunde standen einer in den letzten Jahrzehnten schier unüberschaubar angewachsenen Flut regional mehr oder weniger begrenzter Einzelarbeiten gegenüber. Der Wunsch nach einer Einordnung in grössere Zusammenhänge wurde zu einem immer dringlicheren Bedürfnis.

Baumgarten wird allen Aspekten der Hausforschung gerecht, die in dem weiten Feld zwischen subtilster Gefügeforschung und wirtschafts- und sozialgeschichtlichen (auch rechtsgeschichtlichen) Voraussetzungen beheimatet ist. Er übersieht dabei nicht die noch bestehenden Lücken in der Forschung (vor allem im frühen und hohen Mittelalter, aber auch im 19. Jh.!) und macht diese auch durchaus deutlich, aber es gelingt ihm dessenungeachtet doch, «die entscheidenden Entwicklungstendenzen» in dem dynamischen Prozess der Geschichte ländlichen Bauens und Wohnens klar herauszuarbeiten. Eine mutige Arbeit, der alle an diesem Thema Interessierten die Anerkennung gewiss nicht versagen werden. Das Buch – von bescheidenem Umfang und äusserlich auch ebenso bescheiden ausgestattet – lässt die in den letzten Jahren auf den Markt geworfenen Prachtbilderbände zum Thema Bauernhaus an innerer Substanz weit hinter sich zurück. Adelhart Zippelius

Herbert Berner (Hg.): Fasnet im Hegnau und Linzgau. 2. vollst. neu bearbeitete Auflage. Konstanz: Verlag des Südkurier 1982. 330 S., über 200 Abb.

Schon im Jahre 1959 hatte Herbert Berner den Band «Fasnet im Hegnau» herausgegeben; nun ist eine Neuauflage gefolgt. War schon die erste eine erfreuliche und nützliche Hilfe für Praktiker und Theoretiker der südwestdeutschen Fasnacht, so ist es die zweite um so mehr. Von ihr soll, da ein Vergleich kaum sinnvoll sein dürfte, die Rede sein. Mit einiger Vorsicht lässt sich sagen, dass der Band in drei Teile gegliedert ist: einen theoretischen, zumeist historisch einführenden, einen von Narrenstädten, -zünften und -einrichtungen berichtenden und eine von *Albrecht Salewski* sorgsam zusammengestellte Bibliographie. Freilich lässt sich

dieses Schema nicht ganz halten – auch in den Narrennestern gibt es Chronisten, die vortrefflich historisch zu arbeiten wissen.

Der erste Aufsatz des Bandes stammt aus der Feder von *Wilhelm Kutter*, der sich über viele Jahre hin für die und in der Fasnacht engagiert hat: ihr Ursprung und Ablauf werden in der etwas enzyklopädischen Weise dargestellt, die Kutter eigen war. Die Antwort(en) auf die Frage «Warum Fasnacht» gibt *Friedrich Georg Schmieder*, und dabei ist ihm die menschliche Psyche wichtiger als die Debatte um die Herleitung des Festes – mit einigem Recht. Von grossem Gewicht sind zwei Beiträge von *Herbert Berner:* seine nüchterne Darbietung historischer Fakten ist ein Gewinn für die Fasnachtsforschung. In einem dritten blickt er zurück auf die Tätigkeit des Tübinger Arbeitskreises für Fasnachtsforschung. *Hans-Günther Bäurer* gibt in der Folge einen Überblick über die Fasnet im Hegnau, am Bodensee und im Linzgau, und er tut das ebenso kenntnisreich wie präzise. Besonders zu verdanken ist ihm sein Aufsatz über Heischebräuche und die – in der Literatur und manchmal auch in der närrischen Realität vernachlässigten – Fasnetverse: lokale Überlieferungen dieser Art drohen ja gelegentlich über dem grossen Narren-Schau-Wesen in den Hintergrund zu treten.

Es folgen die örtlichen Fasnachtsmonographien, die hier nur aufgezählt, nicht besprochen werden können: Singen *(Herbert Berner)*, Engen *(Wilhelm Wetzel)*, Radolfzell *(Franz Götz)*, Stockach und sein Hohes Grobgünstiges Narrengericht *(Alfred Eble)*, Messkirch *(Charly Sauter)*, Überlingen *(Paul Fischer)*, Markdorf *(Manfred Ill)*, Pfullendorf *(Hans Ruck)* und Meersburg *(Walter Wiedenmann)*. In drei weiteren Kapiteln berichten Herbert Berner über «Versina» (Vereinigte Singener Narrengesellschaften), *Klaus Keller-Uhl* über die Konstanzer Laugelegumper, *Peter R. Müller* über die Konstanzer Blätzlebueben und *Hans-Peter Jehle* über die Gottmadinger Narrenzunft Gerstensack und ihre Brauerei. Mit Freude und Respekt ist der Beitrag «Geschichte und Geschichten von der Narrenvereinigung Hegau-Bodensee» anzuzeigen: nicht nur, weil er für die Vereinigung selbst eine grossartige Dokumentation darstellt, sondern auch, weil er amüsant (und keineswegs im fasnachtsernsten Stil) geschrieben ist. Schliesslich berichtet *Franz Götz* über das Fasnachtsmuseum in Schloss Langenstein, welches seit seiner Eröffnung im Jahre 1969 stetig ausgebaut und vervollständigt wurde.

Vieles ist an diesem Buche zu loben; es ist ein Geschenk an alle Narren nördlich des Bodensees und der Fasnachtsforschung willkommen. Vor allem aber ist es ein sympathisches Exempel für die Zusammenarbeit von Wissenschaftlern und Narren – sie ist möglich, wie man erneut sieht. Herbert Schwedt

ALBERT CARLEN: Theatergeschichte des deutschen Wallis. Hg. in Zusammenarbeit mit der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde in Basel. Brig: Rotten-Verlag 1982. 340 S., Abb.

Ein erstaunliches Buch über ein erstaunliches Phänomen. Seit 40 Jahren arbeitet Albert Carlen an diesem Thema und legt nun eine Monografie vor, wie sie in dieser dokumentarischen Dichte und geradezu prunkvollen Aufmachung wohl kaum eine deutschsprachige Region besitzt. Staunen erweckt aber auch der Gegenstand selber: ein theaterbegeistertes Gebirgsvolk, dessen Theaterspielen seit dem Mittelalter erfasst, beschrieben und gewertet wird. Durch Jahrhunderte hindurch veranstalten kleine Bergdörfer mit einigen hundert Seelen aufwendige Theaterdarbietungen mit biblischen, mythologischen oder historischen Stoffen, entsprechend dem Geschmack der Epoche. Der barocke Pomp und der Aufwand stehen in krassem Gegensatz zur Kargheit des übrigen Lebens und der Härte des Daseins. Die Schauspieler sind Bergbauern und Bergbäuerinnen, das Publikum strömt auch aus fernen Talschaften herbei und wohnt unermüdlich dem viele Stunden dauernden Geschehen bei. Regie führen die Dorfpfarrer, die zum Teil die Texte selber verfassen, bis im 19. Jahrhundert die Begeisterung für die grossen deut-

schen Dichter durchbricht (vor allem Schiller und Kotzebue). Diese geistlichen Spielleiter haben einen offenen Sinn für die Schaubedürfnisse des Volkes, aber auch für die volkspädagogischen Möglichkeiten, die solchem Theaterspielen innewohnen. Vorbildhaft wirken die Jesuitenkollegien von Brig und Sitten mit ihren Aufführungen (in Brig ohne Unterbruch seit dem 17. Jahrhundert). Hier erfuhr der künftige Klerus Ausbildung und Geschmacksschulung, um später selber draussen in den Dörfern wirksam zu sein. Viele Reisende, die im 19. Jahrhundert das Wallis besuchen, schildern die Bevölkerung als hinterwälderisch und naiv, hierin dem Stereotyp vom Fremden erliegend. Die Theatergeschichte Carlens zeigt ein anderes Bild: Das waren Leute, die sich durchaus mit Kulturellem auseinandersetzten. Das scheinbar abgeschiedene Berggebiet steht im Kontakt mit den zeitgenössischen Strömungen auch im Geistesleben, wobei manches retardiert aufgenommen und dafür länger beibehalten wird.

Carlens Darlegung ist umfassend dokumentiert, basierend je nach Zeitlage auf Archivalischem, Gedrucktem und eigenem Miterleben. Der Autor zieht die Werke der bildenden Kunst zum Einklang herbei und belegt damit die kulturelle Homogenität vor allem früherer Epochen. Carlen schreibt mit innerer Anteilnahme. Er steht selbst in der Spieltradition, hat er doch als Priester jahrelang auch Regie geführt. Darum die engagierten Urteile etwa über die leidigen Rührstücke, bei denen der Leser manchmal schmunzeln muss.

Das Buch folgt im Aufbau den geschichtlichen Epochen von den brauchmässigen Spielen im Jahreslauf, die gleichsam als urtümlich und ahistorisch vorangestellt werden, über die liturgischen Spiele des Mittelalters, die Aufführungen des Barocks, der Neuzeit bis hin zur Gegenwart. Auch die Gastspiele auswärtiger Bühnen werden nicht vergessen und die professionellen Walliser Theaterleute vorgestellt. Das Buch schliesst mit einem Spielverzeichnis, das fast 100 Seiten umfasst (allein zwischen 1900 und 1975 fanden im Oberwallis rund 3000 verschiedene Aufführungen durch Vereine statt). Vor dieser imponierenden Leistung verstummt die Kritik. Man mag es deshalb als kleinlich empfinden, wenn der Volkskundler einige wenige Einwände formuliert, so etwa mit dem Hinweis, dass entgegen Carlens Aussage der «Wilde Mann» als Theaterfigur ausserhalb des Wallis nicht ausgestorben ist (man denke an Ob- und Nidwalden mit den «Tschämeler»). Auch wirkt die «Mazze» als Mittel der Volksjustiz zu idealisiert, wo sie doch, ähnlich dem bayerischen Haberfeldtreiben, auch ein Instrument der Intoleranz war. Generell überzeugen die Ursprungsdeutungen dieser brauchtümlichen Spiele am wenigsten. Doch kehren wir zum Wesentlichen zurück: Carlens Arbeit ist eine Kulturleistung ersten Ranges nicht nur für sein heimatliches Wallis, sondern für den gesamten Forschungsbereich des Volkstheaters. Paul Hugger

Jost Hösli: Die Bauernhäuser des Kantons Glarus. Basel: Krebs 1983. 239 S., 553 Abb. und Karten, 1 Farbtafel, 1 Faltkarte. (Die Bauernhäuser der Schweiz. Herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. Der ganzen Reihe dritter Band).

Wer von diesem Werk die Darstellung des «Glarner» Bauernhauses als einer landschaftseigenen Hausform erwartet, dürfte vermutlich zunächst enttäuscht sein. Möchte doch der Verf., dessen Publikation sowohl auf den älteren Forschungen des Architekten *Hans Leuzinger* als auch auf eigenen ergänzenden Terrainstudien basiert, die Frage nach einer Formzuweisung noch solange zurückgestellt sehen, bis gründliche hauskundliche Untersuchungsergebnisse auch über das ländliche Bauen aus den Nachbarbereichen vorliegen. Dies erscheint ihm um so erforderlicher, als gerade in diesem Kanton auf Grund seiner früher weiten Handelsbeziehungen mancher Einfluss aus dem geographischen Umfeld und damit das Auftreten gleicher Fromen in noch weiterer Verbreitung zu erwarten ist. Wie der

bekannte Schweizer Volkskundler Richard Weiss, Verfechter der von Bruno Schier begründeten kulturmorphologisch-funktionalistischen Betrachtungsweise in der Hausforschung, lehnt Hösli überdies eine jede Diskussion über den «Typ» des im Kanton Glarus anzutreffenden Bauernhauses ab. Vielmehr geht es ihm, entsprechend der wissenschaftlichen Zielstellung dieser Betrachtungsweise, in erster Linie um die analytische Interpretation der verschiedenen Merkmale der von ihm bearbeiteten Hauslandschaft. Und so enthält seine Veröffentlichung vor allem eine umfassende Charakteristik sowohl der äusseren als auch der inneren Gestaltung der Glarner Bauten. Eingehend werden dabei die Eigenarten sowohl der Wandkonstruktion, bei der zunächst der Blockbau aus ursprünglich behauenen, später gesägten Kanthölzern mit überblatteten Eckverbindungen dominierte, als auch der Dachkonstruktion, die durch ein relativ flaches, früher legschindelgedecktes Pfettendach mit oft weitem Überstand gekennzeichnet war, bis in ihre hervorstechendsten Details wie Fenster-, Tür- oder Pfettenkopfbretterformen aufgezeigt. Berücksichtigt werden darüber hinaus stets die Entwicklung der einzelnen Bauteile, deren Veränderungen beim späteren Übergang vom Holz- zum Steinbau, aber auch deren besonders für den Volkskundler interessanten mundartlichen Bezeichnungen.

Was die Raumgliederung des Bauernhauses im Kanton Glarus betrifft, werden vom Verf. ausser einer genauen Beschreibung der wesentlichen Räume wie der zunächst deckenlosen Küche, der Stube oder der Kammer und deren Ausstattung und Nutzung interessante Mitteilungen zum Zueinander dieser Räume in der Entwicklung vom zweiräumigen zum dreiräumigen Bau sowie vom Einzel- zum Doppelwohnhaus gegeben. Zusammengefasst gewinnt so der Leser als Ergebnis aller dieser Aussagen als bezeichnend für das Dorf des Kantons Glarus das Bild einer in erstaunlich konsequenter Entwicklung entstandenen Formengruppe schlichter, zumeist zweiräumiger Bauernhäuser, die durchweg mit weiteren verschiedenartigen Wirtschaftsbauten einen für den alpinen Bereich charakteristischen Streuhof bilden.

Dieser Darstellung des Bauernhauses im Kanton Glarus wird eine umfangreiche Einführung vorangestellt. Sie ist, im Gegensatz zu der anderer Bände dieser Publikationsreihe, im wesentlichen geographisch ausgerichtet. Offensichtlich ist der Autor von Hause aus weder Architekt noch Volkskundler wie die Autoren der bislang bereits vorliegenden Bände, sondern gehört als Wissenschaftler einer der geographischen Disziplinen an und fand von dort Zugang zur hauskundlichen Forschung. Das bezeugen unter anderem seine Aussagen zu Klima- und Bodenverhältnissen dieses Kantons, in denen er vornehmlich den für diese Landschaft bezeichnenden Übergang vom Ackerbau zur Weidewirtschaft begründet sieht, zur Verkehrslage, zur späteren Ausbildung von Manufaktur und Industrialisierung sowie zur Bevölkerungsentwicklung. Unseres Erachtens jedoch ist dieser vom meist Üblichen abweichende Vorspann zu begrüssen, beweist er doch, dass es – wissenschaftlich gesehen – durchaus unterschiedliche Wege gibt, sich hauskundlichen Fragestellungen zu nähern und zu deren Beantwortung zu gelangen.

Wie die bereits vorliegenden Bände der Veröffentlichungsreihe ist auch dieses Werk wiederum in typographischer Hinsicht ansprechend gestaltet und reich bebildert. Wenn jedoch hier – wie schon bei früheren Bänden – in dieser Hinsicht ein Wunsch vom Rez. geäussert werden darf, so wäre es der, dass doch in den zukünftigen Publikationen die Grösse mancher Abbildungen nicht so sehr nach dem dafür zur Verfügung stehenden Raum als vielmehr nach der damit gewünschten Aussage gewählt werden sollte. Wiederum nämlich ist in diesem Band bisweilen leider das, was durch die Illustration verdeutlicht werden soll, kaum oder nur schwer zu erkennen. Zweifellos würden die überaus wertvollen Veröffentlichungen dieser Reihe dadurch noch an Bedeutung gewinnen.

Karl Baumgarten

NARODNA UMJETNOST, Godišnjak zavoda za istraživanja Folklora Instituta za Filologiju i Folkloristiku (prije Institut za narodnu umjetnost) [Volkskunst, Jahrbuch des Institutes zur Pflege der Folklore des Institutes für Philologie und Folkloristik beim Institut für Volkskunst], 18. Band. Zagreb 1981. 388 S., 27 Abb.

Das Jahrbuch «Narodna umjetnost» (Volkskunst) Band 18, Zagreb 1981, ist dem Themenkreis «Brauchtum auf der Insel Zlarin» gewidmet. Zlarin ist eine dem Festland, westlich von Sibenik, vorgelagerte kleinere Insel. Im Sinne einer Ortsmonographie wurde das Brauchtum einer besonders umfassenden Forschungstätigkeit unterzogen. Bereits aus der Wahl der Themenkreise ist die deutliche Fixierung auf dieses volkskundliche Gebiet zu erkennen: «Volkslieder, Sprichwörter und sprichwörtliche Redewendungen aus Zlarin» von *Ante S. Kranjac* (S. 11–26) stellt eine Sammlung der Erinnerungen seiner Grossmutter Kate Kazija-Petrin (1861–1949) und seiner Mutter Marija Pave Kranjac (1895–1975) dar. Eine Fülle von Sprichwörtern und Redensarten sind aufgezeichnet und zum besseren Verständnis teilweise mit Erklärungen des Autors versehen. Eine Fortsetzung und tiefere Auslotung des Themas Liedgut und Volksmusik erfolgt in dem umfangreichen Aufsatz von *Jerko Bezić* «Volksmusik der Insel Zlarin» (S. 27–148). J. Bezić erklärt dabei die Volksmusik in erster Linie nach ihrer äusseren Formalistik und in zweiter Linie nach der musikalischen Charakteristik und dem Inhalt. Nach der äusseren Form teilt er auch seine Beispiele in verschiedene Gruppen: Wiegenlieder, Hochzeitsgesänge, Grabgesänge und Klagelieder (in der letzten Zeit stark zurückgegangen), Weihnachtslieder, Liebeslieder, Tanzlieder, Kinderlieder, Lieder, die Kinderspiele begleiten, gesungene Auszählreime. Eine besondere Art von Liedern stellen zwei Beispiele von Partisanenliedern dar, welche die Ereignisse des Freiheitskrieges von 1941 bis 1945 in Coupletform darstellen. Zur letzten Gruppe zählen liturgieähnliche Lieder und gesungene Gebete, in einer Form, die an das lateinische Lied «dies irae» erinnert. Ergänzt wird diese sehr komplette Aufzeichnung durch 66 Musikbeispiele, Rhythmusmuster und Literaturangaben der vergleichbaren Instrumentalmusik. Unterstützt wurde J. Bezić beim Sammeln des Materials von *Dušan Dean* aus Zlarin, der unter anderem die Texte der vielen Lieder aufzeichnete, *Ivo Furčić* stellte eine Reihe seiner Volksmusikaufzeichnungen zur Verfügung, und *Zorica Rajković* erlaubte, Beispiele von Kinderreimen und Liedern aus ihrem Material zu verwenden.

Ivan Ivančan setzt den musikalischen Bereich mit seinem Beitrag «Volkstänze der Insel Zlarin» (S. 149–157) fort. Graphische Darstellungen des Rhythmus erklären die Charakteristik; wie andere dinarische Tänze werden sie ohne instrumentale Begleitung ausgeführt. Es wird auch die soziale Funktion der Tänze beachtet. Die Tracht behandelt der Beitrag «Traditionelle Tracht der Insel Zlarin» von *Aleksandra Muraj* (S. 159–220). 9 Schnittzeichnungen und 12 teils historische Fotos illustrieren diese umfangreiche Untersuchung. In 5 Kapiteln beleuchtet Aleksandra Muraj alle Bereiche der örtlichen Gegebenheiten. Die Auseinandersetzung mit der Frage «Was sind Volkstrachten und wie sind sie zu untersuchen» stellt A. Muraj an den Anfang. Sie fährt mit der Beschreibung der Tracht fort. Das Ergebnis ihrer Feldforschung gibt eine sehr detaillierte Beschreibung, hauptsächlich der weiblichen Tracht. Männliche und kindliche Tracht werden nur skizzenhaft dargeboten, weil praktisch ausgestorben. Das nächste Kapitel folgt der Entwicklung und Änderung der Kleidermuster vom 16. Jahrhundert bis zum heutigen Tag und erlaubt auch Rückschlüsse auf die männliche Tracht. Die beiden letzten Kapitel vergleichen die örtliche Tracht mit den umliegenden Gebieten und stellen einen Zusammenhang mit der überlieferten Kultur her.

Zorica Rajković beschreibt in ihrem Artikel «Die traditionellen Bräuche der Insel Zlarin» (S. 221–255, mit 4 Zeichnungen und 8 Farbtafeln), die auf der Insel noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts ausgeübt wurden. Nur wenige überdauerten jedoch den Zweiten Weltkrieg. Die beschriebenen Bräuche sind mit dem

Lebenskreis, dem Jahreskreis und in kleinerem Umfang mit dem Berufsleben als Fischer, Korallentaucher und Seeleute verbunden. Feldforschungen des Autors förderten diese Fülle von Bräuchen zutage. Jeder Sachbereich wird mit grösster Detailtreue dargeboten, alle Facetten und Abwandlungen werden beachtet und beleuchtet. Beginnend bei der Geburt, über Taufe, Geburtstagsfest, Musterung des jungen Mannes, Hochzeit, bis hin zu den Bräuchen um einen Todesfall, wobei auch die Lieder einbezogen sind, wird der Lebenskreis erschöpfend behandelt. Die Beschreibung der Bräuche im Jahreskreis beginnt mit dem Geschehen im Karneval. Besondere Beachtung verdient dabei ein Karnevalsumzug, in dem eine Puppe mitgeführt und zum Tod durch Verbrennen auf dem Scheiterhaufen verurteilt wird. Diese Puppe ist die Verkörperung aller ertragenen Not der Zlariner im Laufe des Jahres, die Verurteilung zum Tod das Ventil, ihrer Unzufriedenheit über die politische und ökonomische Situation und ihrem Widerstand gegen die staatliche Obrigkeit freien Lauf zu lassen. Das Fest des heiligen Nikolaus nimmt unter den Bräuchen des Jahreskreises eine besondere Stellung ein, ist er doch der Patron der Fischer, Korallentaucher und Seeleute. Die Bräuche in Verbindung mit Weihnachten und Neujahr bilden den Abschluss des Jahresbrauchtums.

Aleksandra Muraj ist mit einem zweiten Artikel vertreten, einer «Studie des täglichen Lebens der Zlariner Bauern» (S. 257–320, mit 9 Abbildungen und 20 Fotos). Da die Bauern die grösste Gruppe der Bewohner von Zlarin darstellen, wird hier der Versuch angestellt, die Formen ihres täglichen Lebens zu beschreiben. Unter den Hauptthemen «Wohnung» und «Arbeit» wird das Ziel verfolgt, typische Entwicklungen und Verhaltensformen der Zlariner Bauern von der Mitte des 19. zur Mitte des 20. Jahrhunderts herauszuarbeiten. Die Autorin stellt am Schluss ihrer Abhandlung fest, dass die wesentlichen Kulturerscheinungen der Zlariner Bauern im Beobachtungszeitraum das Ergebnis verschiedener früherer Kulturen sind, in einer lebenden und sich ständig in Bewegung befindlichen Entwicklung, in welcher neue Elemente Seite an Seite mit jenen zu finden sind, die paleo-mediterranen, illyrischen, slavischen, veneto-italienischen und dinarischen Ursprungs sind. Auch auf die anderen Beiträge liesse sich jene Aussage ausdehnen. Die vorliegenden Ergebnisse einer ausführlichen Untersuchung eines begrenzten Raumes – einer Insel – erlauben eine sehr tiefe Einsicht in die örtlichen Gegebenheiten, ohne jedoch dabei zu übersehen, dass gerade eine Insel einen weiten Horizont hat. Teils sehr ausführliche englische Zusammenfassungen zu jedem Artikel lassen diese Monographie einem weiten Leserkreis zugänglich werden. Hans Werner Bousska

VLADIMÍR ŠUJAN: Moravské lidové fajánse ve sbírce Keramiky moravskeho muzea v Brně, ed malé tisky sv. 21 [Mährische Volksfayencen aus der Keramiksammlung des mährischen Museums Brno, Edition der kleinen Bücher Nr. 21]. Moravské Muzeum v Brně 1982. 52 S., 55 Abb., davon 4 Farbbilder.

Der langjährige Keramikforscher und Mitarbeiter des Ethnographischen Institutes des mährischen Museums in Brünn, ČSSR, Dr. Vladimír Šujan, hat einen reich bebilderten Katalog mährischer Fayencen zusammengestellt, der sowohl für den Keramikforscher als auch für den Sammler eine Bereicherung darstellt. Im kurz gehaltenen Text behandelt der Autor überblickartig die Geschichte der mährischen Fayencen, die mit der religiösen Sekte der Wiedertäufer aufs engste verbunden ist. Der Name Wiedertäufer leitet sich von der Erwachsenentaufe dieser Sekte, ab. Im 16. Jahrhundert aus der Schweiz ausgewiesen, siedelten sie sich ab 1526 bis 1622 im mährischen Raum an, wurden sesshaft, lebten in grossen Höfen und waren ausgezeichnete Handwerker. Sie erhielten von der einheimischen Bevölkerung einerseits den Namen «toufar» (Täufer) andererseits «Habaner» (wahrscheinlich abgeleitet vom Begriff «Haushabender»). Nach der Gegenreformation emigrierten sie in die benachbarten Gebiete der Slowakei und Ungarns. Ihr allgemeines handwerkliches Können, speziell auf dem Gebiet der

Keramik, beeinflusste in besonders starkem Ausmass die heimische Töpferei. Bis in das 18. Jahrhundert hinein wurde in Mähren Keramik im Stil der Habaner erzeugt. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts bildeten sich bodenständige Zentren mit charakteristischen Formen, Farben und Motiven heraus. Vladimír Šujan behandelt die einzelnen Werkstätten ausführlichst, z.B. Wischau, Butschowitz und Zdanice. Er widmet seine Aufmerksamkeit der Vielfalt der keramischen Formen, des Dekors und der Verwendung, den einzelnen Meistern und dem Wissen über oft geheime Zusammensetzungen der Farben (z.B. Dukatenrot). Soweit aus den Archiven feststellbar, zeigt er die Wirkungskreise der Familien und die Töpfermarken auf. Besondere Beachtung verdient die Geschichte der Keramiksammlung des mährischen Museums. Die Sammlung bestand schon im Jahre 1819, allerdings nur aus einigen wenigen Stücken. Das änderte sich erst nach 1900, als die tschechischen Abgeordneten mit Nachdruck auf die besondere Bedeutung, «tschechische», also mährische Gegenstände zu sammeln, hinwiesen. Nach dem Zweiten Weltkrieg begann eine systematische Sammeltätigkeit, Ankauf kompletter Kollektionen, so dass heute die Sammlung aus 1200 Stück mährischer Fayencen besteht. Der Bildteil, der auch die bekannten Fayencemarken beinhaltet, leidet unter schlechter Qualität. Die Abbildungen sollten grossformatiger und farbig sein. Es ist schade, dass die gut ausgewählten Bilder durch die mangelnde Druckqualität und Farbe den abgebildeten Gegenständen nicht gerecht werden. Ein ausführliches Literaturverzeichnis führt die Werke über mährische Keramik aus den Jahren 1866 bis zum heutigen Tage an. Vladimira Bousska-Pachlová

Jonas Balys: Childhood and Marriage. Lithuanian Folk Traditions. Silver Spring: Lithuanian Folklore Publishers 1979. 172 S., 6 Abb. (A treasury of Lithuanian Folklore VIII.)

Der Band gliedert sich analog dem Titel in zwei Teile: Die Kindheit wird in der Originalsprache, d.h. litauisch, beschrieben und dürfte wohl nur wenigen zugänglich sein. Der zweite Teil, die Hochzeit und die mannigfaltigen Hochzeitsbräuche, ist in deutscher Sprache wiedergegeben. Es handelt sich um den Abdruck der 1946 in Hamburg erschienenen Nummer 9 der «Contributions of Baltic University» mit dem Titel «Litauische Hochzeitsbräuche».

Jonas Balys hat auf knapp 70 Seiten minutiös alle aus der Literatur bekannten Gebräuche zusammengetragen und sehr intelligent nach einzelnen Elementen und Rollenträgern geordnet. Dank dieser Ordnung entsteht für den Leser ein äusserst plastisches Bild der auf Anhieb wirr wirkenden Vielfalt der Gebräuche. Zur Vielfalt trug nicht nur die Länge der Festlichkeiten (von Samstag bis zum folgenden Freitag), sondern auch die Vielzahl von Rollenträgern bei. Im Vorspann der Hochzeit braucht es bereits mehrere Werber und Werberinnen in definierter hierarchischer Ordnung und mit klar umrissenen Aufgaben. Dann brauchen Braut und Bräutigam eine Anzahl von Brautführern resp. -führerinnen, sechs oder gar noch mehr Paare je nach dem Reichtum des Brautpaares. Dazu gesellen sich als weiteres Hilfspersonal Hochzeitsbitter, Zeremonienmeister, Mitgiftführer, Wegführer u.a.m., um hier nur anzudeuten, in welchem Umfange die Dorfgenossen und -genossinnen an der Eheschliessung eines Paares aktiv beteiligt wurden.

Der Aufzählung der Rollenträger folgt eine chronologisch geordnete Beschreibung der einzelnen Handlungselemente von der Werbung über Verlobung, kirchliche Trauung, Beilager, Übernahme der Wirtschaft bis zum «Hinausfegen» der Gäste. Alle diese Beschreibungen werden in einer Vielzahl lokaler Variationen gegeben, immer mit genauer Quellenangabe versehen. Als letzter beschreibender Teil werden die wichtigsten einzelnen Brauchelemente behandelt. Ihre Sinnhaftigkeit und ihre oft in der Art von «Analogiezauber» eingesetzte oder erhoffte Wirkung vermitteln eindrücklich die Wichtigkeit gelungenen Zusammen-

führens geeigneter Partner und der Fortpflanzung in einer Agrargesellschaft, hier vielmehr Agrargemeinschaft.

Eher sporadisch werden Hinweise auf Gleiches oder gerade Gegensätzliches aus andern Ethnien geliefert. Balys begründet diese Zurückhaltung in seiner Schlussbetrachtung mit einer inzwischen wohl eher fragwürdig gewordenen Hypothese von einer indoeuropäischen Ur-Kultur. Das Inhaltsverzeichnis gibt nochmals die strenge Strukturierung der unerhörten Materialfülle wieder und könnte für andere Untersuchungen zum Thema als mustergültiger Raster übernommen werden. Der Wert von Balys' Aufzeichnungen liegt neben dem anschaulichen Inhalt gerade in dieser methodisch-theoretischen Aufarbeitung des komplexen Themas.

Zahlreiche Anmerkungen, die Originaltexte der zitierten Lieder, Klagereden und Sprüche, eine englische Zusammenfassung sowie eine reiche Bibliographie mit zahlreichen deutschen Titeln ergänzen den sehr informativen Textteil. Dem Band von 1946 angefügt wurden zwei Rezensionen, die dem Leser den Einstieg erleichtern, und eine vollständige Bibliographie zur litauischen Folklore zwischen 1926 und 1979, deren über 650 Titel den Reichtum auf diesem Gebiet nur erahnen lassen.

Maya Fehlmann

Österreichisches Museum für Volkskunde. Schlossmuseum Gobelsburg. Sonderausstellung. VOLKSKUNDLICHES AUS ITALIEN. Katalog. Wien: Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde 1982. 66 S., 1 Karte.

Dem handlichen, einfach gestalteten Katalog gehen je vier Textseiten von Klaus Beitl und von Gudrun Hempel voraus. *Klaus Beitl* gibt im Vorwort einen Rückblick über die Aussenstelle des Österreichischen Museums für Volkskunde im Weingut Schloss Gobelsburg, das vom Zisterzienserstift Zwettl zur Verfügung gestellt wird. Mit der Ausstellungstätigkeit in dieser Aussenstelle vor bald 20 Jahren hat eine Periode eingesetzt, die Beitl mit dem Schlagwort «Zentralmuseum und Museumsdezentralisierung» kennzeichnet. Die Tätigkeiten in den verschiedenen Aussenstellen richten sich nach jeweils bestimmten Funktionen aus, bilden aber zusammen mit dem Zentralmuseum eine abgeschlossene Einheit, ohne jedoch dieses durch Materialfülle und wissenschaftliche sowie volksbildnerische Arbeiten zu überfordern. So hat das Schloss Gobelsburg beispielsweise die Aufgabe, die klassischen Bereiche österreichischer Volkskunst des 17. bis 19. Jahrhunderts zu beherbergen und in *ständiger Ausstellung* zu zeigen. Darüber hinaus haben die *allsommerlichen Sonderausstellungen* die Aufgabe, dieselben Themen in weiteren regionalen Bearbeitungen auszuleuchten.

Die Voraussetzungen für die Sonderschau von Volkskundlichem aus Italien liegen in der Personal- und Sammlungsgeschichte des Österreichischen Museums für Volkskunde selbst. Beitl beginnt mit Namen aus der Gründerzeit wie *Michael Haberlandt* und *Eugénie Goldstern*, die sich schon früh um «Vergleichsbestände» fürs Museum bemühten und sich zu diesem Zwecke auf Reisen ausserhalb des österreichisch-ungarischen Vielvölkerstaates begaben. Bevorzugt wurden Gebiete mit sprachlichen Restvölkern und solche betonter Altertümlichkeit und kulturellen Beharrens, wozu auch Teile der Apenninen-Halbinsel und Inselitalien gehörten. Das gezeigte Sammelgut gehört durchwegs zum Eigenbestand des Österreichischen Museums für Volkskunde und wurde für die Ausstellung zur Gänze überarbeitet.

Gudrun Hempel zeichnet in der Einleitung die Forschungsreisen nach und gibt dazu eine übersichtliche Karte, aus der die bereisten Orte sowie die Namen der Forscher und einige ihrer Publikationen abzulesen sind. Entsprechend der geographischen Vielfalt Italiens gilt es, merkbare Unterschiede in der Volkskultur darzustellen und für den Betrachter erfassbar zu machen. Dies wird durch eine straffe thematische Gliederung erreicht, indem Möbel, Teller und Schüsseln,

Krüge, Feuergeräte, Körbe, Spindeln, Fahrzeuge, Bilder, um nur einige Kategorien zu nennen, jeweils in ihrer ganzen Variationsbreite vorgestellt werden. Jedes Gerät hat eine Kurzbeschreibung im Katalog, wenn immer möglich mit Herkunfts- und Altersangabe versehen. Der Systematiker vermisst leider gerade die beiden letzteren bei einer nicht geringen Anzahl von Gegenständen. Einige Objekte verdienten eine breitere Beschreibung, da sie bei uns eher ungewohnt sind; so etwa die Loretoschalen, die sizilianischen Karren oder die Ausrufbilder. Nicht alle Texte verraten grosse Vertrautheit mit Italien. Wie wäre es sonst möglich, dass von Sardinien und seinen Trulli die Rede ist? Die im Anhang gegebene Literaturliste mag für einen Einstieg für den an Italien interessierten Volkskundler oder Laien nützlich sein, lässt aber neuere Titel vermissen. Maya Fehlmann

BEE JUKER und GISELA MARTORELLI: Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius) 1797–1854. Bibliographie 1830–1975. Gotthelfs Werk. Literatur über Gotthelf. Bern: Berner Burgerbibliothek 1983. 461 S., 1 Tafel. (Kataloge der Berner Burgerbibliothek, 4).

Ein Werk, das eine grosse Lücke ausfüllt! Den ersten der beiden Hauptteile hat *Bee Juker*, Mitherausgeberin der Sämtlichen Werke und Verfasserin des Gotthelf-Wörterbuchs (1972), zusammengestellt. Anschliessend an eine Übersicht der Werke mit ihren Entstehungs- und Erscheinungsjahren werden die Werkausgaben, an der Spitze die monumentalen Sämtlichen Werke (42 Bände) des Eugen Rentsch Verlags, Erlenbach-Zürich, präsentiert. Es folgt die erstaunliche Masse der Auswahl-Sammlungen, «vornehmer» und wohlfeiler: Gemeinnützige Verlage, in der Schweiz vor allem der Verein für Verbreitung guter Schriften sowie Schulbuchverlage, haben für Gotthelf besonders viel getan. Die nachfolgende Zusammenstellung der Ausgaben von Einzelwerken umfasst 1378(!) Nummern; beigegeben sind verdienstvollerweise die wichtigsten zeitgenössischen Rezensionen. Erstmals gewinnt man auch einen Einblick in die Gotthelf-Übersetzungen, die zudem in einem Sonderregister aufgeschlüsselt sind; dieses weist 18 Sprachen auf, von Dänisch bis Ungarisch. Die besondere Beachtung der Volkskundler verdient die Berücksichtigung der meist mundartlichen Dramatisierungen für das Volkstheater; den Spitzenrang mit neun Auflagen zwischen 1918 und 1958 hält die Bearbeitung von «Hans Joggeli der Erbvetter» durch Simon Gfeller inne. Nicht vergessen seien die Vertonungen, darunter so bedeutende wie die Kammeroper «Die schwarze Spinne» von Heinrich Sutermeister und «Das Spiel von der schwarzen Spinne» von Willy Burkhard. Dagegen sind die Radiobearbeitungen und die Verfilmungen nicht registriert. Auf die Text-Auswahlen – gemeint sind die zahlreichen Sammlungen wie «Ein Gotthelf-Wort für jeden Tag» –, die Predigten und die so wichtigen Briefe kann nur gerade hingewiesen werden.

Den zweiten Hauptteil mit der Literatur über Gotthelf (bis und mit 1975) verdankt man *Gisela Martorelli*, einer aus Deutschland stammenden Germanistin, Assistentin von Prof. L. Quattrocchi, Universität Perugia. Sie konnte sich dabei auf das fast unüberblickbare Material abstützen, das im Gotthelf-Archiv der Burgerbibliothek Bern während Jahrzehnten mit Bienenfleiss gesammelt worden war. Es ist erstaunlich, wie neben den Literaturhistorikern Vertreter aller Fakultäten die Werke dieses Proteus durchgeackert haben – ganz fassen lassen wird er sich kaum je. Neben den grossen Studien sind übrigens alle oder fast alle Spezialarbeiten und die Flut populärer Zeitschriften- und Zeitungsartikel erfasst, bis hinunter zu den bösen Invektiven in der Schweizerischen Dorfzeitung gegen den «bekannten Kühdreckliteraten» (Jahr 1852). Und die Belege zum grossen Streit um die Gotthelf-Radiosendungen der 1950er Jahre könnten einen Volkskundler zu einer ergiebigen Untersuchung «Elitekultur–Volkskultur» anregen. – Höchst anerkennenswert ist das Bemühen der Herausgeberin, bis zu einem hohen Grad auch die sog. versteckte Sekundärliteratur einzubeziehen.

Ehrlich Bewunderung verdienen die beiden Herausgeberinnen für ihre Hingabe, ihre Akribie, aber auch ihren Blick für Systematik, dank welchen sie der zukünftigen Forschung ein leicht zu handhabendes Instrument geschenkt haben. In den warmen Dank derer, die sich um Gotthelf bemühen, seien aber auch die Betreuer des Gotthelf-Archivs eingeschlossen: † Werner Juker, dessen Andenken der schöne Band gewidmet ist, und Hans Haeberli sowie der Berner Burgerbibliothek als Herausgeberin. Eduard Strübin

ERZÄHLGUT DER KROATEN AUS STINATZ IM SÜDLICHEN BURGENLAND. Kroatisch und deutsch. Hg. v. Károly Gaál u. Gerhard Neweklowsky, unter Mitarbeit von Marianne Grandits. Wien 1983. LXX, 339 S. (Wiener Slawistischer Almanach. Sonderband 10).

Im ersten Kapitel des Bandes befasst sich *Károly Gaál* mit der Geschichte des heute 1300 Einwohner zählenden Stinatz, mit seiner Sozialstruktur, mit Weitergabe und Wanderung des Erzählgutes und mit den Erzählerpersönlichkeiten. Die Entwicklung der Stinatzer Erzähltradition ist eng mit der wirtschaftlichen Struktur der Gemeinde verbunden, die im Viehhandel im Grenzland zwischen Österreich und Ungarn eine wichtige Rolle spielte. Die meisten Stinatzer Männer verbrachten einen grossen Teil des Jahres ausserhalb des Dorfes, sei es als Viehhändler, als Viehtreiber oder Gelegenheitsarbeiter. Das bedingte deutsche und ungarische Sprachkenntnisse. Im Winter waren die weniger bemittelten Männer (die Gelegenheitsarbeiter) arbeitslos. In dieser 'toten' Zeit wurde viel erzählt. Treffpunkte waren das Gasthaus und die Handwerkersfamilien, besonders die Schuhmacherwerkstätten. Frauen erzählten nur innerhalb der Frauengemeinschaft oder in der Familie. Die Männer bereicherten ihr Repertoire vor allem in der dreijährigen Militärdienstzeit, die auch für ihre deutschen und ungarischen Sprachkenntnisse entscheidend war. Die jungen Mädchen brachten von ihren Dienstjahren in der Stadt (meist in Ungarn) neues Erzählgut mit nach Hause. Diese Mobilität und Dreisprachigkeit bewirkten einen regen Kulturaustausch. Anfang des 20. Jahrhunderts änderte sich die Situation grundlegend. Der Viehhandel verlor seine einstige Bedeutung. Die Kriegsjahre brachten Arbeitslosigkeit. Nach den schwierigen Krisenjahren fanden die Männer nach und nach ein neues Einkommen als Facharbeiter. Zum Zeitpunkt der Untersuchung waren die meisten arbeitsfähigen Männer Pendler und verbrachten 2/3 der Zeit eines Jahres ausserhalb des Dorfes. Durch diese Umgestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse (keine Winterarbeitslosigkeit mehr) ging auch das ehemals 'männliche' Erzählgut auf die Frauen über. Deshalb sind die Erzählerpersönlichkeiten, deren Erzählgut in einer Auswahl (57 Erzähleinheiten von insgesamt 120) vorgestellt wird, alle Frauen (mit einer einzigen Ausnahme). Für die Haupterzählerinnen werden in Weiterführung einer Idee Karl Haidings Angaben zur Person, zum Standplatz innerhalb der Dorfgemeinschaft, zu den sozialen, wirtschaftlichen und sprachlichen Umständen bei der Übernahme und Weitergabe des Erzählgutes gemacht und graphisch dargestellt. Auch die Stimm-Modulation beim Erzählen hat *Gerhard Neweklowsky* graphisch festgehalten. – Haupterzählerinnen waren Maria Kirsits, Anna Sifkovits und Katharina Sifkovits. Maria Kirsits hatte ihre grosse Erzählzeit in Wien, wo sie in einer Ziegelei arbeitete. In ihrem Repertoire finden sich in erster Linie Legenden. Anna Sifkovits – sie war lange Jahre Dorfhebamme – hat eher eine Vorliebe für Märchen mit schwankhaften Zügen. Katharina Sifkovits ist rund zehn Jahre jünger als die andern Erzählerinnen. Sie wuchs in einer Krisenzeit auf (Zerschlagung der Monarchie, Krieg). Die Väter ihrer Generation waren grösstenteils arbeitslos und dadurch gezwungen, im Dorf zu bleiben. Deshalb kennt sie viele «Männermärchen». Das Stinatzer Erzählgut ist keineswegs «kroatisch» und in diesem Sinne etwas Besonderes. Die Autoren betonen auch ausdrücklich, dass es ihnen nicht um Minderheiten- oder sogar Sprachinselfor-

schung im alten Stil ging, sondern darum, «... die gesamte Lebensform in all ihren Äusserungen und solchermassen die Kultur und die Kulturentwicklung während der letzten drei Generationen (ca. 1890–1960) zu erfassen» (S. XIX).

Im 2. und 3. Kapitel befasst sich Gerhard Neweklowsky mit dem kroatischen Dialekt der Stinatzer, mit ihrer sprachlichen Situation allgemein und mit ihrer Erzählsprache. Mit der Stinatzer Slavistin *Marianne Grandits* zusammen hat er auch die ausgezeichnete Übersetzung der Texte im zweiten Teil besorgt. Mit ihrer Sammlung kroatischsprachiger Texte haben Károly Gaál und Gerhard Neweklowsky nicht nur eine Lücke geschlossen, ein Stück «unbekanntes Österreich» bekannter gemacht (S. XII), sondern auch einen wertvollen Beitrag zur Erzählforschung geleistet. Pia Todorović-Strähl

Ottavio Lurati – Isidoro Pinana: Le parole di una valle. Dialetto, gergo e toponimia della Val Verzasca. Prefazione di Graziano Papa. Lugano: Lang 1983. 417 S., Abb. (Pubblicazioni della Società svizzera per le tradizioni popolari di Basilea, vol. 68).

Die Dialektmonographie über das Verzascatal beeindruckt nicht nur durch Materialfülle, sondern auch durch ihr methodisches Vorgehen, das von den üblichen Schemen abweicht. Dank intensiver, langjähriger Zusammenarbeit des Dialektologen Ottavio Lurati und des Einheimischen Isidoro Pinana ist es gelungen, Tal und Dialekt von innen her zu zeigen und so die oft verfälschende einseitige Optik des Aussenstehenden zu vermeiden. Dialektforschung kann nicht von den Dialektsprechenden und ihrer Welt abstrahieren. Deshalb ist *Le parole di una valle* nicht einfach ein linguistisches Werk, sondern eine umfassende volkskundliche Studie, die sich im 1. Teil mit dem engen, kargen Tal, den Formen der Bewirtschaftung, den demographischen Problemen, der Errichtung einer Infrastruktur (Strasse, usw.) und der heutigen Situation der Talbewohner auseinandersetzt. Abgeschlossen wird der 1. Teil durch eine bemerkenswerte toponomastische Abhandlung, die vor allem für *Lavertezzo* und *Val Verzasca* ganz neue Erkenntnisse bringt. – Im 2. Teil befasst sich Lurati eingehend mit dem Dialekt des Verzascatals, der zur Westgruppe der lombardisch-alpinen Mundarten gehört. Grundstock des Dialekts ist das Latein. Er hat aber auch etliche Elemente aus anderen Kulturen aufgenommen. [Vorlateinisch sind etwa *zigher* (Zieger) oder *brenta* (Brente); langobardisch sind *ghidazz* (Götti) oder *valt* (Wald)]. Aus dem letzten Jahrhundert stammen Entlehnungen aus dem Deutschen wie *malbröd* (aus Mehlbrei) und andere. Die Kalifornien-Rückkehrer brachten Anglizismen mit wie *bísness* (business), *trobol* (trouble), *ciansa* (chance) usw. Aus Amerika kam auch ein Kartenspiel *pídru* oder *pídro* (engl. pedro), das man im Tal heute noch spielt. – Immer wieder fällt auf, wie nachhaltig Kirche und Rechtswesen auf den Dialekt gewirkt haben. So erinnert der Ausdruck *a som gázer adré ar...* (ich bin wütend auf) nach Jahrhunderten an die häretische Bewegung der Katharer, die sich zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert in Südfrankreich und auch in der Lombardei verbreitete. Auf den lateinischen Rechtsausdruck *vetare* (verbieten), gehen Redewendungen wie *o m'a vetoo er me part* (er hat mir mein Erbteil vorenthalten) zurück. Daraus hat sich dann mit immer stärkerer Entfernung von der Rechtssprache *vetaa fòra* (aus der Hand reissen) entwickelt. – Der Dialektsprechende liest die Realität oft auf ganz besondere Art. Messeinheit für den Schnee sind nicht etwa Zentimeter, sondern der Mensch selbst, der durch den Schnee stapfen, mit ihm fertig werden muss. Deshalb die Unterscheidung in *ne sciavatada* (Schuhhöhe), *mèzza ǧamba, ne sgeniogiada* (bis zum Knie), und *om calzóm, ne coresgiada* (bis zum Gürtel).

Der Dialekt überrascht oft durch Bedeutungsentwicklungen, die von denen der Standardsprache abweichen. So bedeutet *sceč* (aus dem lat. caecus) schwach, mager, beeinträchtigt, zu nichts mehr zu gebrauchen (etwa von einer Frau, die nicht mehr

nähen kann) und schliesslich auch ausgedörrt (vom Korn). Das it. *malvagio* (böse, niederträchtig) wird zu *marvás* und bedeutet pikant, scharf (etwa vom Käse). *Rancurós* (von it. *rancoroso*) bedeutet nicht etwa nachträgerisch, man wendet es auf Speisen an, die einen schlechten Nachgeschmack hinterlassen. – Neben diesen spezifisch verzaschesischen Eigentümlichkeiten lassen sich natürlich viele Übereinstimmungen mit der lombardischen Koine feststellen und nicht wenige Parallelismen zu den westpiemontesischen Mundarten. – Das Kapitel schliesst mit einer Betrachtung der heutigen Situation des Dialekts. In seiner integralen Form (wie sie im Glossar dokumentiert ist), lebt er nur noch in der älteren Generation. Die Jungen sprechen heute *in grand*, d.h. in der Locarner oder allgemein Tessiner Koine. Der Stellenwert des Dialekts ist dadurch keineswegs vermindert; auch heute noch (und seit einigen Jahren immer stärker) erkennt man seine eigene Identität im Dialekt.

Kultur- und sprachgeschichtlich interessant ist auch der 3. Teil, der dem Kaminfegerjargon (taróm di rüsca) gewidmet ist. Der Beruf des Kaminfegers war nicht nur im Verzascatal, sondern in einem breiten Alpenraum (von Savoien über das Aosta-Tal, den Piemont, das Val Vigezzo, die Centovalli bis ins Val di Non) traditionell. Während einige Kaminfegerdynastien aus Minusio, Cavergno, Moghegno und Gordevio in Österreich–Ungarn, Deutschland oder Holland zu Wohlstand kamen, hatte die Kaminfegeremigration aus dem Verzascatal immer temporären Charakter. In Gruppen zog man anfangs November in die Städte der Lombardei und ins Veltlin. Die Arbeit war äusserst hart, der Verdienst gering. Die Kaminfeger hatten kaum Kontakt mit der Bevölkerung. Sie konnten sich höchstens an andere Randgruppen anschliessen, mit denen sie auch den Jargon gemeinsam hatten. Am schlechtesten erging es den Kindern. Sie hatten keine Lehrverträge und wurden von ihren Lehrmeistern ausgenützt. Auch das Gesetz von 1873, das die Kaminfegeremigration erst ab 14 Jahren erlaubte, änderte nicht viel an der unhaltbaren Situation. Erst als im 1. Weltkrieg die Grenzen geschlossen wurden, hörten die Missbräuche endgültig auf. – Bravourös ist die linguistische Interpretation des Kaminfegerjargons. Lurati hat das aus dem Jahre 1912 stammende *Vocabolario dello spazzacamino* des Sonogneser Lehrers *Clemente Gianettoni* nicht nur neu ediert, sondern jedes Stichwort mit Hilfe der letzten ehemaligen Kaminfeger überprüft. Dabei sind ihm sehr viele neue Funde gelungen. Im ausgezeichneten interpretativen Teil gibt er für jedes Wort Parallelen im Jargon anderer Gegenden (falls solche Parallelen existieren) und schlägt neue, überzeugende Etymologien vor. – Den abschliessenden 4. Teil bildet das umfangreiche Glossar (über 250 Seiten). Es präsentiert die einzelnen Lemmata nicht isoliert, sondern in ihrem lebendigen Kontext. Deshalb wird es zur faszinierenden Enzyklopädie des Tales und seiner Bewohner. *Le parola di una valle* ist ein äusserst reiches, vielschichtiges Werk, das nicht nur durch seine wissenschaftliche Fundiertheit, sondern auch durch spürbare menschliche Anteilnahme überzeugt. Pia Todorović-Strähl

Abduraman Maho Awes: Die schwarze Gazelle. Vorurteile über Farbige in der Sportberichterstattung. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1983. 155 S. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 58).

Was dem aufmerksamen Leser täglich in die Augen sticht, bestätigt nun die Analyse von drei deutschen Zeitungen: Auch in der Sportberichterstattung dominieren westliche Präferenzen mit alten Stereotypen und Vorurteilen gegenüber farbigen Athleten, vorab gegenüber «den Negern», auch wenn die Klischees heute subtiler und kaum noch bewusst serviert werden. Diese europäisch-kolonialen Denktraditionen und zählebigen Vorstellungsmuster sind das Erbe vergangener Jahrhunderte. Dahinter stecken noch immer Eurozentrismus, Elitarismus, Ethnozentrismus und Exotismus: -ismen, die Renate von Gizycki als «koloniales

Syndrom» bezeichnete. Awes unterzog die «Bildzeitung» (überregional, vorab Arbeiterpresse), die «Frankfurter Allgemeine Zeitung» (überregional, mit gehobenerem Anspruch) und die «Südwestpresse» (regional, mit liberalem Anspruch) einer kritischen Durchmusterung. Der zeitliche Rahmen umfasst die Olympischen Spiele von Mexiko-City (1968) und München (1972), die Spiele der Weltjugend mit all ihren Protestgesten farbiger US-Sportler und den politischen Implikationen wegen Rhodesien und Südafrika. Vor allem die Protestgesten der US-Schwarzen erfuhren (in den drei genannten deutschen Zeitungen) durchwegs eine betont negative Wertung.

Vorbildlich werden die Kriterien der sportjournalistischen Zeitungssprache aufgezeigt: Steigerung und Übertreibung, ständig neue und immer stärkere stilistische Reize, hyperbolischer Sprachstil der Sportreportage, Allgegenwart des Superlativs, überschlagendes Pathos oder vernichtende Kritik, Zerrbilder aus der kolonialen Vergangenheit, Unterhaltungsfunktion und eine Metaphorik, die selbst von Sportjournalisten und sportinteressierten Konsumenten nicht ganz ernst genommen wird. Viel Anregendes leistet der Autor im Formal-Definitorischen, indem er Grundtermini wie Meinung und Einstellung, Stereotyp und Klischee, Image und Bild, Vorurteil und Attitüde gegeneinander abgrenzt und sie so fassbarer und anwendbarer macht. Offen legt er seine methodischen Vorgehensweisen bei der Datenmaterialanalyse dar, die Fragen der Auswahl und Repräsentativität.

Geradezu prickelnd, ja zum Teil penibel wird die Sache in jenem Moment, wo Awes auf die sozio-kulturellen Vorstellungsbilder über afrikanische Sportler in der Presse zu sprechen kommt. Obwohl sie die Nennung ihrer Nationalität verlangen, wird vornehmlich ihre Stammeszugehörigkeit erwähnt, um die Rückständigkeit und kultisch-religiöse Identität des Stammes mit negativer Bei-Bedeutung zu betonen. Bei diesem ideologisierten Stammesbegriff steht dann «unterentwickelte politische Kultur» gegen «reifere politische Zivilisation». Zahlreich sind die unterschwellig verwendeten Dichotomien wie zivilisiert – primitiv, europäisch – exotisch, überlegen – unterlegen, Geber – Nehmer usw. In den afrikanischen Stammesgesellschaften mit ihren multifamiliären Gruppen (Polygynie) herrscht ein «ausgeprägter Vaterstolz» der Männer (Paternalismus); der «Busch» – Aussagen wie «Der junge Mann aus dem Busch» unterstreichen dies – gilt infrastrukturell als unterentwickelte Umwelt. Mitunter wird er aber auch als Anti-Welt zur erstickenden, hochtechnisierten Grossstadtzivilisation mit positiver Wertung empfunden, als Inbegriff des Umweltschutzgedankens, eines naturorientierten Romantizismus, der in seiner, mit Exotizismus verknüpften Ausdrucksweise die bitteren sozialen Verhältnisse mit einem fast fröhlich stimmenden Unterhaltungswert verklärt und überdeckt. Und immer schwingt bei dieser unreflektierten Einstellung altes, konserviertes Vorstellungsgut aus der Kolonialzeit mit, das den Schwarzen einserseits zum triebverwurzelten, instinktgebundenen, abergläubischen «edlen Wilden» erklärt, andererseits aber auch als sympathischen, unterhaltsamen, genügsamen und unbekümmerten Menschen präsentiert. Volkskunde, Sportwissenschaft und Journalistik tun gut, den von Awes vorgehaltenen Spiegel zum Bild der Farbigen in der deutschen Sportpresse nachdenklich zu betrachten.

Werner Röllin

Alfred Cammann und Alfred Karasek: Ungarndeutsche Volkserzählung. Aus deutscher Siedlung im altungarischen Raum. Teil 1 + 2. Marburg: Elwert Verlag 1982. Teil 1: 421 S., 57 Abb., 5 Karten; Teil 2: 473 S., 69 Abb. (Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, 26 + 27).

Obwohl es kaum zu glauben ist, wenn man ihn kennt, wird *Alfred Cammann* dieses Jahr 75! Bei dieser Gelegenheit sei es der Rezensentin erlaubt, ihre sachliche

Besprechung mit einem herzlichen – wenn auch egoistischen – Glückwunsch anzufangen: Es mögen die schier unausschöpflichen Kräfte und Ideen Alfred Cammanns der Volkskunde noch lange erhalten bleiben!

Nun liegen von dem unglaublich produktiven Jubilar nach mehreren Bänden ostdeutscher Erzählungen die 2 Bände «Ungarndeutsche Volkserzählung» vor. Die Devise Cammanns lautet: «Die Erzähler sind unter uns». Dies ist eine immer mehr verbreitete Einsicht, nachdem man lange nach versteckten archaischen Erzählgemeinschaften suchte oder mit Resignation feststellte, dass solche nicht mehr existierten. Cammann aber spürt den «homo narrans» überall auf, durch Aufrufe in Heimatzeitungen und -kalendern, mittels «Durchfragen», anlässlich von Vorträgen oder Landschaftstreffen usw. Damit wird jedoch sein Material keineswegs ein unverbindliches Allerweltsrepertoire, vielmehr ein in Raum und Zeit fixiertes Erzählgut, das auch eine Soziologie und eine Geschichte «von unten» liefert, deren Wichtigkeit heute allgemein anerkannt wird. Was ausserdem noch wichtig ist: Hier liegt auch eine höchst wertvolle und vergnügliche «Literatur von unten» vor. Denn neben traditionellen Sagen- und Märchentypen wird in den zwei Bänden ein erstaunliches Material individueller Äusserungen, teils eingebettet in Lebenserinnerungen, teils als «Volks-Kunstmärchen» dargeboten. Manche Seiten über Taten und Niedergang berühmter Räuber, über Kriege und Privatschicksale, über Alltägliches und Festtägliches sind mit derartiger Spannung gefüllt, dass man das Buch fast nicht mehr aus der Hand legen möchte. Kleine Kostbarkeiten stimmungsvollen Realismus' vermitteln Bilder von Personen, Landschaften, Sitten und Bräuchen (z.B. Bd. 1, S. 153ff.). Es gäbe hier reichlich Material für Untersuchungen über Stil, Struktur, Gesetzmässigkeiten, Themen und Motive von nicht in Typenkatalogen festgehaltenen Volkserzählungen.

Lehrreich ist für die Feldforschung auch das Studium der Cammannschen Arbeitsmethoden: Viele Erzählungen sind von den Gewährsleuten selbst aufgeschrieben worden. Wenn da seitens der Volkskunde Bedenken angemeldet würden, müsste man auf die Beobachtungen Jeromír Jechs über die Bedeutung der schriftlichen «Autokommunikation» in der Folklore aufmerksam machen (in: Folklore und mündliche Kommunikation. Zagreb 1981). Als Novität kommt sogar die schriftliche Märchen-Schlussformel vor: «Ende! / Froh sind meine Hände, / Auch froh ist der Sinn, / dass ich mit Schreiben fertig bin! ...» (Bd. 2, S. 93). Einige Methoden der brieflichen Mitteilungen: Erlebnisse aus erster Hand, d.h. Erinnerungen aus der Kindheit, Mitteilungen von oft schon fast vergessenen Märchen und Sagen. Es gibt ferner Mitarbeiter, die für Cammann mündliches Erzählgut sammeln und aufschreiben. Briefliche Mitteilungen enthalten mitunter die Wiedergabe alter Schriftstücke, etwa eine im Gebetbuch gefundene Sage. Es entstehen auch Mikro-Traditionsketten: Dem Ehemann wird etwas erzählt, seine Ehefrau schreibt es auf und schickt den Text an Cammann. Neben diesen Methoden steht freilich auch das Tonbandgerät zur Verfügung, das von Cammann jedoch nicht für die beste Methode gehalten wird.

Für den Erzählforscher traditioneller Märchen und Sagen hält das Werk auch manche interessante Funde parat, etwa die gelungene Mischung von Märchen (Sagen) und Wirklichkeit: Fitchers Vogel (KHM Nr. 46) oder das Hauptmotiv des Rhampsinitus-Märchens (AaTh Nr. 950) werden z.B. als wahre Geschichten erzählt! (Bd. 2, S. 59f.; Bd. 1, S. 198). Auf der anderen Seite werden Glaubenssagen nicht nur ernst genommen, sondern auch verspottet, ihre Inhalte als Täuschung oder Betrug entmythologisiert: Der Lindwurm ist in Wahrheit eine Graupenwurst, die Tödin eine Räuber-Komplizin, die Marien-Erscheinung das Licht einer Taschenlampe (Bd. 1, S. 186, 184, 183).

Nicht wenige Texte der Ungarndeutschen, Donauschwaben, Karpatendeutschen sind in Mundart wiedergegeben und dürften somit auch für den Dialektforscher wertvoll sein. Für die Rezensentin ist das Studium ungarischer Lehnwörter im

Deutschen dieser Sprachgruppen besonders reizvoll. An dieser Stelle sei jedoch ein Wunsch erlaubt: Es wäre schön, wenn der ungarischen Schreibweise ein bisschen mehr Beachtung geschenkt würde! Um so mehr, als in dieser – zugegeben sehr schweren und fremdartigen – Sprache ein einziger Akzent grosse Bedeutungsunterschiede bewirkt. Jedes Wörterbuch gibt Auskunft darüber, was der Unterschied z.B. zwischen szar und szár oder banya und bánya ist!

Es soll noch erwähnt werden, dass Cammanns Werk auch in geschichtlicher Hinsicht interessant ist: Es steht in einer langen Tradition, indem es Material u.a. von *Alfred Karasek* und *Elli Zenker-Starzacher* beinhaltet, das teilweise an die 50 Jahre alt ist.

Das Werk wird durch das gute Stichwortregister von *Erika Lindig*, durch ein Erzähler- sowie ein Ortsverzeichnis ergänzt und mit reichem Bildmaterial geschmückt. Die Erzählungen sind nach den Ortschaften in der alten Heimat alphabetisch angeordnet (ein Grossteil der Gewährsleute lebt heute in der Bundesrepublik).

Katalin Horn

INA-MARIA GREVERUS und ERIKA HAINDL (Hg.): Versuche, der Zivilisation zu entkommen. München: Beck 1983. 208 S. (Beck'sche Schwarze Reihe; Bd. 275) (Notizen; Bd. 14).

«Die hier von uns vorgestellten Versuche, der Zivilisation zu entkommen, sind nur ein minimaler Teil weltweiter Versuche; und es sind nur Mikrokonzepte regionaler und sozialer Selbsthilfe. Sie mit ihren Hoffnungen, Möglichkeiten und Barrieren darzustellen, ihre Schöpfer und Träger selbst sprechen zu lassen, ist unsere Absicht.»

So schreibt *Ina-Maria Greverus* in ihrem Vorwort, das sie mit «Unser Erschrecken vor der Zivilisation» betitelt. Und etwas weiter unten werden von der Herausgeberin anthropologische Betrachtungen zum Verhältnis zwischen Mensch und Natur unter besonderer Berücksichtigung utopischer Modelle angestellt. Als Gesamtrahmen der Überlegungen wird dabei stillschweigend die Zivilisation hochindustrialisierter Gesellschaften vorausgesetzt. In seinem Kapitel «Rückzug auf den Berg – Flucht oder Neubeginn?» konkretisiert *Ronald Lutz*, einer der neun Mitautoren des Buches, das im Anschluss an eine mehrsemestrige Lehrveranstaltung mit Exkursionen am Frankfurter Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie entstand, die theoretischen Grundgedanken der Institutsleiterin. Er tut dies am Beispiel von Aussteigern, deren Ziel die Schweizer Alpen sind. Dabei definiert er den zentralen Begriff des «Siedelns», umschreibt die soziale Gruppe der «Siedler» und schildert idealtypisch Tagesabläufe der aus der Stadt in meist abgelegene, der Vergandung anheimgefallene Orte im inner- und südalpinen Raum Geflüchteten. Lutz stellt die «neuen Bergbauern» den Autoren gegenüber, die die Berge immer wieder besungen haben: «Sie verdichten ihre Träume aber nicht zu Liedern und Versen, sondern streben nach Wirklichkeit: der Berg soll zum Lebensraum werden, der die unterschiedlichsten Sehnsüchte tatsächlich erfüllt: Sehnsüchte nach Freiheit, Natur, Unabhängigkeit und Heimat, – nach Werten, die mit dem Berg assoziiert werden» (S. 46f.).

Nicht nur das erwähnte Kapitel, sondern auch weitere Beiträge befassen sich mit der Schweiz. Die Herausgeber begründen das damit, dass «wir gemeinsam dort waren» und «dass die Schweiz noch immer als ein Land gilt, das es verstanden hat, seine Zivilisation menschlichen Massstäben anzupassen, dynamisches Gleichgewicht zu pflegen, Basisdemokratie zu ermöglichen» (S. 9). Der Rezensent fragt sich hier, ob die Kolleginnen und Kollegen aus der Bundesrepublik Deutschland nicht ein wenig einem im In- und Ausland gängigen Cliché erlegen sind. Die im Literaturverzeichnis des besprochenen Buches zitierte Untersuchung über Entscheidungsstrukturen und Entscheidungsprozesse in der Schweizer Politik von H. Kriesi (1980) zeigt ja wohl ein anderes Bild. Die im Zusammenhang mit der

Begründung der Gebietsauswahl für die Erhebungen gemachte Bemerkung über die Probleme in der Schweiz als «verkleinertes, verzögertes – und deshalb vielleicht auch verschärft sichtbares – Abbild der Krise der europäischen Zivilisation» trifft da schon eher zu.

Den Hauptinhalt des Buches bilden die anhand von Tonbandprotokollen vorgestellten Modelle neuer ländlicher Gemeinschaften in der Schweiz, aber auch die Einzelbeispiele aus der Toscana, von einer griechischen Insel und einem Odenwalddorf. Hier lernen wir auf anschauliche Weise verschiedene Typen von Aussteigern und «Siedlungsversuchen», Motive dazu und Zielsetzungen kennen. Es spricht beispielsweise die Deutschschweizerin Ria, die auf einem verlassenen Tessiner Maiensäss lebt, von ihren Beziehungen zu den Bewohnern des nahegelegenen Dorfes, von ihren Problemen mit dem Absatz des Ziegenfleisches, von den Schwierigkeiten im Umgang mit Touristen, aber auch davon, was sie von der Wissenschaft denkt, deren Objekt sie geworden ist:

«Weisst du, was das Schreckliche ist an so einem Studium, von mir aus gesehen, dass ihr ganz viele Leute so schnell besucht. Da weiss ich eben nicht, was ihr wesentliches davon habt. Ob es nicht mehr bringt, weniger, aber dann ein bisschen gründlicher» (S. 20).

Das zusammenfassende Kapitel über «Das neue Dasein – Anspruch und Wirklichkeit gegenwärtiger Landkommunen» von *Susanna Keval*, *Erika Werdecker* und *Marita Zimmermann* könnte zum Prüfstein der methodenkritischen Aussage einer Informantin erklärt werden. Der Test müsste wohl durch Leute der Alternativszene, die sowohl mitten drin stehen, als auch den Überblick haben, erfolgen. Ich finde den Versuch einer vergleichenden Betrachtung, die in sich wieder Schwerpunkte setzt – einerseits das Grossmodell der LPG Villeret, andererseits Kleingruppen-Versuche – anregend und informativ: Theorie und Empirie (d.h. Einzelfall-Empirie) werden in vernünftigem Mass miteinander verknüpft.

Positiv vermerkt werden muss die Tatsache, dass trotz oder gerade wegen der immer wieder hervorgestellten persönlichen Betroffenheit der Autorinnen und Autoren auch strukturelle Probleme, die mit der Stadtflucht verbunden sind, z.B. Auswirkungen auf den Bodenmarkt und Verdrängungsmechanismen in der Toscana, nicht übergangen werden.

Ein kleiner Anmerkungsteil und ein umfangreiches Literaturverzeichnis ergänzen den «Notizen-Band» des Autorenkollektivs, das aus Lehrenden und Lernenden besteht. Wer sich mit der Bewegung der «néo-ruraux» beschäftigt, kommt wohl nicht um diese Berichte herum, auch wenn sie bei weitem nichts Abschliessendes darstellen. Nun hat die Thematik, zumindest wie sie hier vorgestellt und angegangen wird, ja auch keine weitreichende Geschichte. Wie geschichtsträchtig diese kleine Minderheitsbewegung – die aus urban-bürgerlichen Kreisen «auswächst», über ideell-modellhafte Aspekte hinaus – einmal sein wird, kann erst die Zukunft zeigen.

Robert Kruker

KASPAR BIRKHÄUSER: Der Baselbieter Politiker Stephan Gutzwiller (1802–1875). Liestal: Kant. Schul- und Büromaterialverwaltung 1983. 340 S., 8 Abb. (Quellen und Forschungen zur Geschichte und Landeskunde des Kantons Baselland, 21).

Es ist gewiss recht selten, dass Parlament und Regierung eine Dissertation in Auftrag geben. Dies widerfuhr – etwas vereinfacht dargestellt – dem jungen Historiker Kaspar Birkhäuser, der den dringenden Wunsch des Kantons Baselland nach einer Biographie über Stephan Gutzwiller, den halbvergessenen Revolutionsführer und Mitbegründer des Kantons, zu erfüllen hatte.

Birkhäuser sollte nach einem klaren Auftrag nicht nur eine gelehrte Forschungsarbeit, sondern gleichzeitig ein Werk für jeden historisch interessierten Baselbieter

verfassen. Dieser Verpflichtung kam der Autor mit einer klaren, übersichtlichen Disposition und einem einfachen, flüssigen Stil vollumfänglich nach. Ohne Konzessionen an die Wissenschaftlichkeit zu machen, schuf er die Voraussetzung, dass auch Nicht-Historiker bei der Lektüre auf ihre Rechnung kommen. Dies ist auch darum wichtig, weil Birkhäuser hier einen wesentlichen Beitrag zur Neubewertung der «Basler Wirren» geleistet hat. Die Darstellung der Ereignisse um die Trennung zwischen Stadt und Landschaft bilden in der Tat den Hauptteil des Buches, zumal die Jahre 1830–33 auch im politischen Wirken von Gutzwiller den wichtigsten Abschnitt ausmachen. In diesen wenigen Jahren vollzieht er einen erstaunlichen Wandel. Um das Jahr 1830 sieht man Gutzwiller als jungen, intelligenten Juristen in der Stadt Basel. Er hat sich trotz seiner Landschäftler Herkunft die Achtung vieler gebildeter Städter erworben; er sitzt im Parlament, und er ist offensichtlich darauf bedacht, als überzeugter Liberaler im konservativen Basel Karriere zu machen. Doch noch im gleichen Jahr – unter dem Eindruck der Pariser Julirevolution und ihrer Auswirkungen in der Schweiz (Verfassungsrevisionen) – vollzieht Gutzwiller den Schritt vom Politiker, der sich an die Spielregeln hält, zum Revolutionär. Nicht ganz aus freiem Willen stellt er sich an die Spitze einer provisorischen Regierung, doch der Aufstand wird bald niedergeschlagen. Es folgen Flucht der Anführer, ein zweiter Aufstand, die Teiltrennung und Gründung des Kantons Basel-Landschaft, die eidgenössische Anerkennung der Trennung und schliesslich die Totaltrennung. An allem ist Gutzwiller massgeblich beteiligt, und so zieht sich sein Wirken wie ein roter Faden durch die geschilderten, dramatischen Ereignisse. Allerdings veranlassen ihn radikale Gegenströmungen noch vor der Totaltrennung zu einem Austritt aus der Regierung, doch wirkt er bis fast an sein Lebensende sowohl auf nationalem wie auch auf kantonalem Parkett weiterhin im Dienste seines Kantons. Unter anderem setzt er sich ganz massgeblich für das erste Schulgesetz und damit für eine wesentliche Besserstellung der Volksbildung ein (1835).

Seine Popularität, die wegen seiner zurückhaltenden Steifheit eigentlich nie überwältigend ist, sinkt unter anderem durch seinen rasch wachsenden Reichtum und durch den Ruf, ein kalter Interessenvertreter zu sein. Nach seinem Tod wird Gutzwiller sehr rasch vergessen.

Kaspar Birkhäuser legt hier eine Biographie des Politikers, nicht aber des Privatmanns Gutzwiller vor. Wir erfahren zwar von seiner Herkunft aus einer Hufschmiedfamilie, von seiner Bestimmung zum Pfarrer, von seinem Studium, das ihn auch als «Lehrgenossen» an den Aarauer Lehrverein bringt, wo er entscheidende Impulse empfängt und wichtige Begegnungen hat. Und wir lesen, dass er in der zweiten Lebenshälfte als kränklicher Mann oft Badekuren macht. Fast beiläufig fällt die Bemerkung, dass Gutzwiller zweimal verheiratet war und kinderlos blieb. Neugierig werden wir, wenn von ihm als Mitbegründer der Solothurner Sektion des burschenschaftlichen Zofingervereins und von seiner späteren Zugehörigkeit zur Freimaurerei ganz knapp die Rede ist. Dass diese Hinweise auf das Privatleben Gutzwillers in der vorliegenden Biographie lediglich Splitter bleiben, ist einzig eine Folge der Quellenlage: Ein persönlicher Nachlass fehlt leider, weshalb alle Spuren, die auf das private und berufliche Leben hinweisen, nur zufällig sind.

Der Autor zeigt deshalb den Revolutionär praktisch ausschliesslich als politische Figur, die – und dies ist ein interessantes Detail – das neue Medium Zeitung für seine Ziele konsequent einsetzt. Mit dieser Biographie zeigt Kaspar Birkhäuser auf eindrückliche Weise, wie man Lokalgeschichte fesselnd und auch für den Nicht-Fach-Historiker leicht lesbar darstellen kann. Es ist damit ein Werk entstanden, das jeder in die Hände nehmen sollte, der die Existenz von zwei Basler Halbkantonen aus der Geschichte heraus in einer modernen Darstellung verstehen möchte.

Dominik Wunderlin

DIETER KRAMER: Der sanfte Tourismus. Umwelt- und sozialverträglicher Tourismus in den Alpen. Wien: Österreichischer Bundesverlag 1983. 208 S., Abb.

Angesichts der seit einigen Jahren als selbstzerstörerisch charakterisierten Tendenzen des Alpentourismus stellt Dieter Kramer die Frage, «ob und wie ein Tourismus für alle auch in Zukunft möglich ist» (S. 9). Die Antwort darauf sucht der Autor weniger in der Form von neuen Expertenkonzepten als bei den Verhaltensformen der vornehmlich als Kollektive aufgefassten Tourismusakteure selber. Dabei denkt er weniger an die wirtschaftlichen Promotoren bzw. die Fremdenverkehrsanbieter, sondern mehr an die «denkenden Touristen» und die «Liebhaber der Alpen».

Nach dem Motto «Lernen aus der Geschichte» bietet der Verfasser eine lebendige Kulturgeschichte des Alpentourismus, wobei er «die Geschichte nicht (als) nostalgischen Selbstzweck» betrachtet, sondern als «Reserveraum, aus dem heraus neue Entwicklungen denkmöglich werden» (S. 14f.). In der Geschichte entdeckt Dieter Kramer denn auch den sozialen Verbandstourismus in der Form der Naturfreundebewegung als Vorbild eines Tourismus, der sowohl die Realisierung von Bedürfnissen breiter Schichten aus der Industriegesellschaft ermöglicht, als auch den Anforderungen zur Erhaltung sozio-kultureller und ökologischer Strukturen im Alpengebiet gerecht wird. In den Trägern des seit jeher sanften Tourismus (der ursprünglich wegen beschränkter Ressourcen so gestaltet war, bald aber auch aus gesellschaftlichem und kulturellem Verantwortungsbewusstsein nach optimalen Grundsätzen weitergeführt wurde) sieht der Autor eine Chance für die zukünftige Tourismuspolitik: «Die Tourismuskritiker müssen begreifen, dass die kollektiven Assoziationen der Touristen (Alpenvereine, Naturfreunde u.ä., d. Rez.) ganz wichtige Instrumente im Kampf um eine humane Tourismuszukunft sind» (S. 171).

Am Beispiel von Grossprojekten in den Alpen und den damit verbundenen Konflikten zeigt Dieter Kramer, dass sich die Interventionen der Vereine, insbesondere von der Mitgliederbasis her, schon früh deutlich gegen eine Übermechanisierung des Alpenraumes richten. Im Kapitel über die «Verkabelung der Berge» wird an Details gezeigt, welches die direkten und indirekten Folgen einer Erschliessung sind, die in einem anderen Abschnitt als «Unterwerfung oder zweite Eroberung» der europäischen Alpen bezeichnet wird: «Die herrschaftsgeprägte regionale Arbeitsteilung, die der alpinen Bevölkerung bisher nur die Aufgabe zuwies, Lebensmittel, Geld und Arbeitskraft für das Herrschaftssystem zu liefern, wurde nun ergänzt durch die Aufbereitung der Fläche als Erlebnis- und Erholungsraum» (S. 28). Dieser Prozess trifft nach Dieter Kramer für die Schweiz, deren Bewohner auch früher eben «keine freien Älpler» waren, ebenso zu wie für die übrigen Alpenländer. Die Eigendynamik der Kapitalverwertungsprozesse ist nach Auffassung des Verfassers heute in fast allen Alpentälern entscheidend. Dies ist umso verheerender, als die Träger der Tourismusindustrie – im Gegensatz zur bewahrenden Denkweise vieler Alpenbewohner – in sehr kurzen Zeiträumen denken und damit die alpine Landschaft als Wegwerfgut in ihre Projekte miteinbeziehen.

Ob bei dieser strukturellen Gewalt die von Dieter Kramer anvisierte «Erneuerungsfähigkeit des Alpentourismus», bei dem es nicht um einen höheren materiellen Standard, sondern um «authentischere» und intensivere Erlebnisformen geht, noch möglich ist, bleibt eine offene Frage. Mir persönlich ist die Hoffnung auf die diesbezügliche Kraft der Assoziationen zwar sympathisch, aber Erfahrungen im Zusammenhang mit neuesten Tendenzen im alpinen Kommerztourismus, die durch die wöchentlichen Berichte über Verkehrsschlangen am Walensee und im Simmental gestützt werden, weisen noch in eine andere Richtung. Während der Problemlösungsdruck immer stärker wird, muss seit Jahrzehnten, zumindest in der Schweiz, eine Schwächung der Naturfreundebewegung und eine Verengung des

Blickfeldes auf die Extremkletterei im Alpenclub festgestellt werden. Die anvisierten Träger einer Erneuerung können m.E. die in sie gesetzten Hoffnungen momentan noch nicht erfüllen.

Schliesslich ist noch die Frage zu stellen, was Dieter Kramers Buch für den Volkskundler besonders interessant macht. Vorerst ist es die Tourismus-Thematik an sich, die zu den neueren Forschungsgebieten der Volkskunde gehört. Dann ist es die Beschäftigung mit dem Alpenraum, einer von Volkskundlern immer wieder in den Vordergrund gerückten Landschaft, die hier unter dem Aspekt eines umfassend verstandenen Kulturkonfliktes angegangen wird. Zuletzt ist nochmals auf die ausführliche Darstellung des alpinen Vereinstourismus hinzuweisen: Hier liegt aus volkskundlicher Sicht die Originalität, aus der Sicht der Tourismustheoretiker aber auch die Beschränkung des Buches. Robert Kruker

LAJOS VARGYAS: Hungarian Ballads and the European Ballad Tradition. 2 Bde. Budapest: Akadémiai Kiadó 1983. 304 + 960 S., Musikbeispiele, Karten, Abb., Register.

Die 1977 erschienene Ausgabe «Finnish Folk Poetry: Epic» von M. Kuusi, K. Bosley und M. Branch war für den des Finnischen nicht mächtigen eine kleine Sensation. Auch wenn es bereits z.B. das Buch von N. Leader «Hungarian Classical Ballads and their Folklore» (1967) gibt, so muss man wohl ähnlich dankbar dafür sein, dass die umfangreiche ungarische Edition von Vargyas «A magyar népballada és Európa» (1976) hiermit in englischer Sprache zugänglich ist. Für die internationale Balladenforschung liegt damit eine unentbehrliche, hervorragend ausgestattete Publikation von zusammen 134 mit teilweise umfangreicher Melodieüberlieferung versehenen und text- und überlieferungsgeschichtlich eingehend kommentierten Balladentypen vor. Diese belegen den ganzen eigenständigen Reichtum der narrativen Volksliedüberlieferung in jenem anderen Zweig der finno-ugrischen Sprachfamilie. Weiter geht aber wohl die Übereinstimmung nicht, denn mit den hervorragend zusammengestellten internationalen Parallelen zeigen sich gleichermassen die intensive Verflechtung und Abhängigkeit der ungarischen Überlieferung mit und von den Nachbarsprachen. Es wird kaum jemanden geben, dem man neben dem Verfasser eine derart intensive Kenntnis der ungarischen Tradition zutrauen darf und gleichzeitig der europäischen Überlieferung, einschliesslich etwa des Dänischen (welches diesem Balladenkenner wegen seiner Quellen seit dem 16. Jahrhundert besonders am Herzen liegt), so dass man dem Verfasser in der Regel auch die durchgehende These von der grossen Abhängigkeit ungarischer Balladenüberlieferung vom romanischen, besonders vom französischen Lied abnehmen wird. Zwar gibt es durchaus ungarische Balladen, die ihre Plazierung innerhalb des Slawisch-Südslawischen und der Überlieferung aus dem Balkan nicht leugnen können (Nr. 2, 20, 62, 84, 86 usw.), es gibt eigenständige alte ungarische Typen (Nr. 4, 21, 31, 77 usw.), und es gibt eine ganze Reihe von gesamteuropäisch verbreiteten Volksballadenstoffen (Nr. 3, 9, 10, 12, 24, 28, 37, 43, 60, 68, 69, 80 usw.), aber es taucht zweifellos eine ebenso stattliche Reihe von Liedtypen auf, die z.T. nur im französischen Sprachbereich einen Gegenbeleg haben (Nr. 7, 19, 27, 29, 57, 65, 72, 81 usw.). Misstrauisch wird man dort, wo bei mehreren vorliegenden Parallelbelegen in anderen Sprachen durchaus die Abhängigkeit von einem französischen (z.B. Band 2, S. 577, 665), in einigen Fällen sogar von einem nicht belegten, als verloren postulierten (nord)französischen Lied konstruiert wird (z.B. Band 2, S. 16, 230, 332, 523, 596, 617). Gleiche Skepsis kann man gegen Frühdatierungen vorbringen (z.B. Band 2, S. 98, 303), die sich auf solchen hochmittelalterlichen Einfluss französischer Siedler begründen sollen, auch wenn der Verfasser dafür im allgemeinen Kommentarband (Band 1) Erläuterungen gibt. Übrigens «stört» Vargyas daneben erfolgreich das Bild, dem die deutsche Sprachinselvolkskunde verhaftet war, indem er mehrfach direkte Ab-

hängigkeiten zwischen ungarischen, rumänischen, slawischen Balladen auf der einen Seite und den Gottscheer Aufzeichnungen auf der anderen Seite nachweist. So erfolgreich Vargyas also herkömmlichen Methoden der historisch-geographischen Analyse («finnische Schule») verhaftet ist – und es ist eine Ehre, dass zu dieser Materialfülle auch das Volksliedarchiv in Freiburg erheblich beitragen konnte –, so unkonventionell handhabt er andererseits die Gattung selbst, indem er sich nicht scheut, aus einer grösseren Auswahl auch bänkelsängerische Texte jüngster Vergangenheit aufzunehmen und Liedereignisse des 19. und 20. Jahrhunderts neben und in die balladeske Tradition von Beispielen aus älterer Zeit zu stellen. Der allgemeine Kommentarband (Band 1) erweist sich als gleichermassen anregend für die Methoden internationaler Balladenforschung: komparative Forschung, S. 48ff.; Verbreitung von Liedstoffen, S. 87ff.; Fragen der Datierung und Entstehung, S. 110ff.; dänischer Typenkatalog, S. 133f. (welcher im Gegensatz zum ungarischen Material die kritisierbare Definitionsenge des Verfassers hinsichtlich der Gattung «Ballade» zeigt), französischer Typenkatalog, S. 218ff.; Abhandlungen zu den Melodien, zu Tanzformen, zur ungarischen Forschungsgeschichte usw. Eine eminent wichtige und anregende Edition! Otto Holzapfel

JAHRBUCH DER HISTORISCHEN GESELLSCHAFT LUZERN I (1983). Luzern: Historische Gesellschaft Luzern 1983. 83 S., Abb.

Seit seiner Gründung im Jahre 1843 strebte der Historische Verein der Fünf Orte die Gründung lokaler Sektionen an. Diese haben sich im Laufe der Zeit zu weitgehend selbständigen Vereinen mit eigenen Publikationsorganen entwickelt. Als eine der letzten Sektionen löste nun auch die Historische Gesellschaft Luzern ihre bisherige Praxis gelegentlicher Buchgaben durch ein regelmässiges Jahrbuch ab. Dieses soll historische Forschungen aus dem Einzugsbereich des Kantons, Vorträge, welche vor der Gesellschaft gehalten wurden, Beiträge der Denkmalpflege, der Kantonsarchäologie, des Historischen Museums, des Staatsarchivs und der Zentralbibliothek veröffentlichen. Diese Programmerklärung ist leider nur in einem Begleitbrief an mögliche Abonnenten, nicht aber im Jahrbuch selbst enthalten.

Die drei Beiträge des ersten Heftes entsprechen genau dieser Zielsetzung. Die Arbeit von *Adolf Rohr:* «Ignaz Paul Vital Troxler und Luzern» ist die überarbeitete Fassung eines Vortrages vor der Historischen Gesellschaft. Sie bringt eine Würdigung dieses interessanten, unbequemen und nicht leicht klassifizierbaren Beromünster Arztes, Philosophen und Politikers. Der Kantonsarchäologe *Josef Speck* untersucht «Ein spätbronzezeitliches Vollgriffschwert aus dem Baldeggersee», einen Tauchfund der jungsteinzeitlichen Ufersiedlung «Seematt» in der Gemeinde Hitzkirch, und vergleicht es mit den anderen Schwertern gleicher Zeitstellung. Im Hauptbeitrag behandelt der Denkmalpfleger *André Meyer* «Architekturpolychromie, farbige Interieurs und Wandmalereien zwischen Spätmittelalter und Neuzeit. Luzernische Neuentdeckungen seit 1973». An den im letzten Jahrzehnt restaurierten Objekten wurde eine reiche Palette verschiedener Formen farbiger Wandgestaltung gefunden wie Quaderung, Rahmenmalerei, Steinfassung und verschiedenste Ornamente. Diese werden in einen grösseren Zusammenhang gestellt und auf mögliche Vorlagen zurückgeführt. Ein Katalog der 38 restaurierten Objekte, an denen die zitierten Beispiele gefunden wurden, ergänzt den Beitrag auf wertvolle Weise.

Als Publikationsorgan für Forschungen der verschiedenen Dienststellen füllt das Jahrbuch eine seit längerer Zeit immer deutlicher empfundene Lücke. Ab Heft 2 sollen zudem regelmässige Kurzberichte über sämtliche archäologischen Grabungen und die Restaurationen der Denkmalpflege aufgenommen werden. Eine Luzerner historische Bibliographie ist dagegen nicht geplant, da diese Sparte durch den «Geschichtsfreund» abgedeckt ist.

Die Redaktion des Jahrbuchs wird von lic. phil. *Christine Meyer-Freuler* betreut. In Format (27 × 21 cm) und Aufmachung (zweispaltig, mit Zeichnungen, schwarz-weissen und farbigen Fotos illustriert) wirkt das erste Heft sehr geglückt. Man darf dem Jahrbuch eine erfolgreiche Fortsetzung wünschen.

Josef Brülisauer

ERIK ANDRÉN: Möbelstilarna. Den svenska möbel- och inredningskonstens historia [Möbelstile. Geschichte der schwedischen Möbel- und Einrichtungskunst]. Stockholm: Nordiska museet 1981. 254 S., 229 Abb.

Der vorliegende, vom Nordischen Museum in Stockholm herausgegebene Band ist die 7. neu bearbeitete Auflage eines bereits klassischen Handbuchs zum Thema der schwedischen Möbel und Inneneinrichtungen. Er vermittelt eine Übersicht über die historische Entwicklung dieses Bereichs vom Mittelalter bis zum Durchbruch des Funktionalismus in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts.

Bei dieser Übersicht zeigen sich zwei Besonderheiten dieser Entwicklung deutlich: Bewegliche Möbel wie Stühle und Tische setzen in Schweden relativ spät ein. Zum zweiten hat Schweden nie einen wirklich eigenen Möbelstil geschaffen, sondern – vielfach über das Wirken deutscher, dänischer, englischer, französischer Architekten, Künstler und Kunsthandwerker – Einflüsse europäischer Länder aufgenommen und den eigenen Bedürfnissen angepasst.

Der Aufbau des Handbuchs ist so gestaltet, dass innerhalb jedes zeitlichen Abschnitts die Möbel und sonstigen Einrichtungsgegenstände in einer festen wiederkehrenden Reihenfolge behandelt werden (z.B. Truhen, Schränke, Tische, Betten, Stühle, Spiegel).

Die zeitliche Abfolge wird wie folgt gegliedert: Mittelalter (ca. 1050–1530); Ältere Wasazeit (1530–1610); Jüngere Wasazeit (1610–1660); Barock (bzw. «karolinska tiden», d.h. Zeit Karls XI. und Karls XII., 1660–1720); Zeit Friedrichs I. (1720–1750); Rokoko (1750–1775); Zeit Gustafs III. (Ludwig XVI. und Neuklassizismus, 1775–1810); Zeit Karl Johans (1810–1830); Zeit der historisierenden Stile («Eklekticismen»: spätes Empire, Biedermeier, Neugotik, Neurokoko usw., 1830–1895); Jugendstil (1895–1917); Funktionalismus (im Ausblick).

Auf diese Kapitel folgt ein Glossar von 14 Seiten, in dem die wichtigsten verwendeten Begriffe erläutert werden («Ordförklaringar») sowie ein Verzeichnis der Architekten, Künstler und Kunsthandwerker, von welchen ein grosser Teil in Stockholm tätig war. Abgeschlossen wird der Band durch einen Bildnachweis.

Der Vorzug des Werkes liegt wohl in der Ausgewogenheit von Text und Bild. Der Text ist einfach gehalten. Auf wissenschaftlichen Ballast wird verzichtet, nur die Hauptlinien der historischen und stilistischen Entwicklungen werden aufgezeigt. Die Abbildungen sind gut ausgewählt; sie ergänzen die durch den Text vermittelte Übersicht wirkungsvoll.

Gerhard Baer

FATABUREN 1981. Nordiska museets och Skansens årsbok. Stockholm: Nordiska museet 1981. 190 S., Abb.

Fataburen, das Jahrbuch des Nordischen Museums und des Museums Skansen, hat für den vorliegenden Band ein einheitliches Thema gewählt. Da bald jeder vierte Bewohner Schwedens Ausländer ist, wurde der Band 1981 dem Thema der älteren und jüngeren Einwanderungen nach Schweden gewidmet. Dabei zeigt sich, dass die Einwanderung deutscher, wallonischer und holländischer Gruppen, die zur Sprache kommen, zu einem Teil mindestens mit dem Bergbau (Kupfer- und Eisengewinnung) verknüpft war und deshalb vom schwedischen Staat vom Mittelalter an gefördert wurde.

Die einzelnen Beiträge (abgesehen von den eigentlichen Jahresberichten) lauten wie folgt: *Sten Carlsson:* Deutsche Einwanderer in Schweden; *Richard Broberg:* Frühe Einwanderungen aus Finnland in Geschichte und Tradition; *Bernt Douhan:*

Wallonen in Schweden; *Ralph Scander:* Das Göteborg der Holländer; *Jonas Berg:* Schotten in Schweden; *Mátyás Szabó:* Der Weg zur Staatsbürgerschaft.
Die Aufsätze sind jeweils mit einer englischen Zusammenfassung versehen.

Gerhard Baer

LEBENSLAUF UND LEBENSZUSAMMENHANG. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung. Vorträge der Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg i.Br. vom 16. bis 18. März 1981. Hg. v. Rolf Wilh. Brednich, Hannjost Lixfeld, Dietz-Rüdiger Moser, Lutz Röhrich. Freiburg i.Br.: Abt. Volkskunde des Deutschen Seminars der Universität Freiburg i.Br. 1982. 268 S.

Der vorliegende Tagungsband vereinigt die Texte sämtlicher Vorträge (vermehrt um jenen des an der Teilnahme verhinderten Stefaan Top) einer DGV-Arbeitstagung (vgl. dazu die verschiedenen Tagungsberichte: dgv Informationen Nr. 2/90, April 1981, S. 37ff.; Zeitschrift für Volkskunde 77. Jg. 1981/II, S. 262ff.; Hess. Blätter f. Volks- und Kulturforschung, Bd. 13, 1982, S. 225ff.). Die Veranstaltung, aus den ehemals «intimen» Hochschullehrertagungen erwachsen, hatte mit über 200 Teilnehmern durchaus Kongresscharakter, wofür zweifellos die allgemeine Relevanz des Themas (dem in den Sozial- und Geschichtswissenschaften in den letzten Jahren grösste Aufmerksamkeit geschenkt wurde) sowie dessen «Beziehungen» zur Volkskunde (Stichworte: Feldforschung, Gewährspersonen, Erzählforschung) die Hauptursache waren.

Die Anfänge, aber auch die Probleme (bzw. Versäumnisse) bio- und autobiographischer volkskundlicher Forschungen stehen denn auch am Beginn dieses Bandes (*Hermann Bausinger*, Zum Geleit; *Lutz Röhrich*, Grusswort und Einführung). Für wie wichtig schon vor mehr als sechzig Jahren Lebensgeschichten gehalten wurden, zeigt eine von der Forschung kaum beachtete Forderung des Giessener Volkskundlers *Georg Koch* im Zusammenhang mit der (aus heutiger Sicht durchaus ideologieträchtigen) Erforschung des Bauerntums: «Mit allgemeinen Eindrücken ist hier nicht weiterzukommen ... Weiterführen kann da nur liebevollstes Eindringen in die Einzelpersönlichkeit nach ihren zentralen wie peripheren Bindungen: die Biographie» (Hess. Blätter f. Volkskunde, Bd. XXI, 1922, S. 41).

Die Reihung der (in den meisten Fällen um Anmerkungen erweiterten) Aufsätze entspricht dem Tagungsablauf. Nach Übersichtsdarstellungen, die das Thema aus soziologischer bzw. volkskundlicher Sicht umreissen (*Hans Paul Bahrdt*, Identität und biographisches Bewusstsein. Soziologische Überlegungen zur Funktion des Erzählens aus dem eigenen Leben für die Gewinnung und Reproduktion von Identität; *Rolf Wilh. Brednich*, Zum Stellenwert erzählter Lebensgeschichten in komplexen volkskundlichen Feldprojekten), folgen Berichte über volkskundliche Lebenslaufprojekte von *Albrecht Lehmann* (Leitlinien des lebensgeschichtlichen Erzählens), *Erika Haindl* (Lebensgeschichte – Informationen zur Alltagswelt. Darstellung ihres Einbezugs in neuere Forschungsarbeiten am Frankfurter Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie), *Rudolf Schenda* (Schriftliche Autobiographien älterer Mitbürger. Erste Ergebnisse und Schwierigkeiten bei der Analyse einer Aktion in Winterthur), *Martin Scharfe* («Lebensläufle». Intentionalität als Realität. Einige Anmerkungen zu pietistischen Biographien) und *Marie-Luise Hopf-Droste* (Bäuerliche Anschreibe- und Tagebücher – Strukturentwicklung und Aussage). Sehr persönlich formulierte «Gedanken zur Dialogstruktur wissenschaftlicher Befragungen», in denen *Dietmar Sauermann* die menschlichen Schwierigkeiten des wissenschaftlichen Interviewers in den Mittelpunkt stellt, sowie *Klaus Geigers* grundlegender Aufsatz über «Probleme des biografischen Interviews» (in dem die Vorteile, aber auch die Grenzen dieser Methode dargelegt werden) leiten über zu zwei Referaten, die speziell Arbeiterbiographien zum Inhalt haben (*Bernd Jürgen Warneken*, Zur Interpretation

geschriebener Arbeitererinnerungen als Spiegel und Instrument von Arbeiterbewusstsein. Dargestellt an der Autobiographie eines württembergischen Arbeiterbauern; *Birgit Mahnkopf*, Arbeiterbiographien und kultureller Lebenszusammenhang. Einige Überlegungen zur sozialen Genese von Arbeiterbiographien). In der Folge beschäftigt sich *Ueli Gyr* aufgrund von literarischen und mündlichen Überlieferungen mit dem primär dem Spracherwerb dienenden «Welschlandjahr» junger (schulentlassener) Schweizerinnen und Schweizer (Erziehung in der Fremde. Beitrag zu einer Ethnographie der Übergänge); *Stefaan Top* berichtet über neue, die Lebensgeschichte der Sänger berücksichtigende Ansätze der Liedforschung in Flandern (Repertoire und Biographie am Beispiel einer flämischen (Volks)Liedsängerin). Den Abschluss bilden Reflexionen über zwei mit biographischen Materialien erstellte Ausstellungen in Nürnberg (*Wolfgang Ruppert*, Lebensgeschichten. Bericht über ein Nürnberger Ausstellungsprojekt) und Frankfurt/Main (*Detlef Hoffmann*, Kann persönliche Erfahrung von Geschichte eine Rolle in historischen Ausstellungen einnehmen?).

Der Sammelband, den es hier anzuzeigen galt (eine ausführliche Beschäftigung mit den einzelnen Aufsätzen würde den vorgegebenen Rahmen sprengen), vermittelt also einen guten Überblick über das, was zu Beginn der 80er Jahre mittels (auto)biographischer Materialien erarbeitet war bzw. wurde (dass manche geschilderten Projekte inzwischen abgeschlossen und publiziert wurden, sei immerhin erwähnt; genannt seien: *Rudolf Schenda* unter Mitarbeit von *Ruth Böckli* (Hg.), Lebzeiten. Zürich (1982); *Albrecht Lehmann*, Erzählstruktur und Lebenslauf. Frankfurt–New York 1983).

Im Hinblick auf die unbestrittene Bedeutung von Lebensgeschichten für die Volkskunde sei hier die Hoffnung ausgesprochen, dass Diskussion und Reflexion nicht, wie es gerne der Fall ist, mit Tagung bzw. Veröffentlichung abgeschlossen, sondern vielmehr erst in Gang gesetzt wurden. Olaf Bockhorn

HINRICH SIUTS: Bäuerliche und handwerkliche Arbeitsgeräte in Westfalen. Die alten Geräte der Landwirtschaft und des Landhandwerks 1890–1930. Münster: Aschendorff 1982. 442 S., über 1700 Zeichnungen auf 202 Tafeln, 2 Karten, Register. (Schriften der Volkskundlichen Kommission für Westfalen, 26).

Das vorliegende hochspezialisierte Buch beabsichtigte ursprünglich lediglich eine Darstellung, Beschreibung und Inventarisierung von Geräten, die im Raum Westfalen-Lippe in Gebrauch waren – der arbeitsintensive Aufwand aber hat eine «Darstellung des Wandels und der Funktionen der Geräte in den letzten 100 Jahren» entstehen lassen. Das ist zwangsläufig so, da die synchrone Erinnerung der Gewährsleute nicht über das Jahr 1890 hinaus reicht, wobei eingeräumt werden muss, dass bis gegen Ende des 19. Jahrhundert der absolute Höhepunkt der Entwicklung von Handwerk, handwerklichem Können und handverrichteter landwirtschaftlicher Erfahrung erreicht ist; die Mehrzahl der dargestellten Objekte gibt es seit den späten 40er Jahren dieses Jahrhunderts nicht mehr im aktiven Gebrauch. Sie wurden und werden stufenweise, aber stetig durch die rasante Entwicklung und den Einsatz der Mechanisierung und Industrialisierung verdrängt. An eine solche, regional begrenzte Darstellung heranzuziehen wären vergleichsweise a) die Erfassung von bäuerlichem Gerät in einer *einzelnen Ortschaft* (z.B. Edit Fél/Tamás Hofer, Geräte der Átányer Bauern, Kopenhagen 1974) oder die eines *einzigen Gerätes* in einem bestimmten Land (z.B. Veikko Anttila, Die Egge in Finnland (Äes Suomessa), Helsinki 1968).

Siuts hat es verstanden, bei der Arbeit an der «Bestandsaufnahme» flexibel zu bleiben – den objektiven Schwierigkeiten begegnete er mit blitzschnellen Reaktionen: ins Auge gefasst war ein Inventarband (wobei Haus- und Küchengerät nicht berücksichtigt werden sollte) mit einer Veröffentlichung in loser Folge in Heften, «die jeweils einzelne Arbeitsbereiche zum Inhalt haben sollten». Dieser

Überlegung stellte sich die Erkenntnis entgegen, dass viele Geräte multifunktional eingesetzt werden. Die Flut des aus den Sammlungen und Museen auf den (die) Bearbeiter einstürzenden Materials gebot nun die Einengung auf bestimmte Geräte, um da eine einem Formenkanon spezifische Ordnung zu erreichen; diese Absicht wäre aber daran gescheitert, dass es an Dokumentation zu den einzelnen in den Sammlungen und Depots erreichbaren Gegenständen gefehlt hat; schliesslich stellte sich die Erkenntnis ein, dass die Kenntnisse über *Funktion* und *Funktionswandel* der erfassten Geräte erweitert werden müssen. Um diesen Sachbestand zu klären, wurde ein Fragebogensystem entworfen, das, durch Interviews mit Gewährsleuten ergänzt, den Kern der Arbeit darstellt.

Das vom Verfasser gesetzte Ziel, ein Handbuch für die westfälischen Museen zu schaffen, wurde weit übertroffen, indem hier ein Handbuch vorliegt, das ansatzweise als dokumentarische Momentaufnahme die Summe der Erfahrungen einer ganzen Epoche wirtschaftlicher Aktivitäten vor ihrem endgültigen Verschwinden in Mitteleuropa zusammenfasst. Diese Sammlung von empirischen Darstellungen und Erkenntnissen wird kommenden Generationen von Kulturhistorikern als ergologisches Nachschlagewerk dienen, über das regional eingegrenzte Selbstverständnis des Autors und seiner Mitarbeiter hinaus. Die Grundlage für die Erweiterung auf die gesamteuropäische Ebene ist gegeben, obwohl sie nicht in der Absicht des Verfassers lag. Der Einstieg geschieht über das unverhältnismässig reich bestückte Literaturverzeichnis zu den einzelnen Kapiteln. Durch diese überaus gute, funktional angelegte Dokumentation ist mehr als nur ein Bilderbuch entstanden.

Das Handbuch ist gegliedert in: 1. Bäuerliche Arbeit: a) Geräte zur Bestellung des Feldes, b) Geräte zum Einbringen der Ernte und deren Weiterverarbeitung, ferner Pressen und Dörren von Obst, Wiesenwirtschaft, Haubergswirtschaft, Holz- und Buschgewinnung, Köhler, Anspannung, Transportmittel, Milchwirtschaft, Flachs- und Wollverarbeitung, Hausschlachtung (von *Max Elpers* – ein Kapitel, wie auch andere, weiter unten angeführt, das aus einem anderen Kontext stammt), Backen, Imkerei, Torfstechen, Bäuerliches Bierbrauen, Schäfer, Dachdecken; und 2. Landhandwerke: u.a. Holzschuhmacher *(Karl G. Heinisch)*, Mollenhauer, Löffelschnitzer, Drechsler, Spinnradmacher, Schüsseldreher, Zimmermann, Tischler, Stellmacher, Küfer *(Thomas Ostendorf)*, Korbflechter, Wannenmacher, Seiler, Gerber, Schuhmacher, Sattler, Blaudruck *(Renate Elpers)*, Schmiede, Töpferei *(Wingolf Lehnemann)*, Lippische Ziegler *(Fritz Bartelt)*, Maurer, Müller und Mühlenbauer. Insgesamt sind zu 1.a) und 1.b) die folgenden Werkzeuge und Geräte dargestellt und ausführlich beschrieben: Spaten und Schaufeln, Hacken und Hauen, Pflanzstöcke und Reihenzieher, Pflüge, Sägerät, Eggen, Walzen, Geräte zum Ausbringen des Mistes, Dengeln und Wetzen, Sichel, Sichte, Sensen, Harken, Forken und Gaffeln, Dreschen, Saatschaufeln und Siebe, Wannen, Wannemühlen, Scheffel, Masse, Waagen, Aufzüge, Senf- und Schrotmühlen, Vorratsgefässe und Fallen, Häcksel- und Strohschneider, Futterbereitung, Heuhacken, Heumesser, Heugestelle, Distelstecher, Rüben- und Kohlerntegeräte, einfache Geräte zur Kartoffelernte.

Mit einem reich bestückten Anmerkungsapparat versehen, mit Sachregister und Belegverzeichnis, führt ein Literaturverzeichnis (nach Artikeln geordnet) durch dieses Nachschlagewerk. Zweihundert Bildertafeln mit über 1700, zumeist einfachen Federzeichnungen ergänzen den Text auf sinnvolle Weise. Die auf die wesentliche Form der Gegenstände begrenzte Strichzeichnung erweist sich hier (wie in vergleichbaren Tafelwerken der Nachbardisziplinen Völkerkunde und Ur- und Frühgeschichte) als guter Griff, da die Wiedergabe von Details selbst vor noch so perfekten photographischen Darstellungen scheitern würde – zudem wurde auf die (an sich subjektive) Wiedergabe von Verzierungen und Formenspielen verzichtet. Diese Art der Darstellung, die einem Bildwörterbuch gleichkommt, erleichtert die Übersicht und Orientierung.

Michael Belgrader

«NIEMALS SECHSSPURIG DURCHS NECKARTAL.» Die lokale Kommunikation über ein Strassenbauprojekt. Projektgruppe u.d.Lt. v. Bernd J. Warneken. Mit ergänzenden Beiträgen v. Friewart Goebels, Klaus D. Fitzner und Paul Jansen. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde E.V. 1982. 141 S., Abb. (Untersuchungen des Tübinger Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 55).

Wenn die Bewohner von Kirchentellinsfurt in Schwaben sich von 1791 bis 1802 mit allen Mitteln gegen die Einführung eines neuen Gesangbuches wehrten (S. 49), dann können sie damit des prinzipiellen Interesses der Volkskunde sicher sein. Wenn sie sich heute gegen ein Strassenbauvorhaben auf ihren Äckern wehren und eine «Bürgerinitiative» dagegen bilden, so ist das Interesse daran bei der Tübinger Empirischen Kulturwissenschaft eine Selbstverständlichkeit, würde aber anderswo eher auf Skepsis oder Desinteresse aus Angst vor der Politik stossen. *Bernd Jürgen Warneken* hat zu dem aktuellen Fall ein Projektseminar veranstaltet, das die objektive und subjektive Kultur der lokalen öffentlichen Kommunikation im «Schnittpunkt von direkter und medialer Kommunikation wie auch von Kommunikations- und Lokalkultur» (S. 7) untersuchte. Es ging dabei auch um das Ineinander verschiedener lokaler Kommunikationsebenen. Nicht bzw. kaum analysiert wurde die Beziehung Verwaltung/Bürger, wie sie Prodosh Aich in «Wie demokratisch ist Kommunalpolitik?» (Reinbek 1977) am Beispiel von Stade untersuchte. Es geht hier vielmehr um Entstehung und Lernprozesse einer Bürgerinitiative, um eine Bürgermeisterwahl-Kampagne, um die lokale parlamentarisch-politische Ebene (die sich als wenig flexibel erweist), um den lokalen Journalismus (der in diesem Falle als «operativer» Journalismus besonders gut arbeitete, gleichwohl dabei in der «Ausgewogenheit» seiner Informationen auch die andere Seite nicht benachteiligt), um die Zeitungs-Leserbriefe (deren Streuung benachteiligt), um die Zeitungs-Leserbriefe (deren Streuung und Qualität besser sind als ihr Ruf), und schliesslich geht es um die Art, wie Mundart und Karikatur einbezogen werden. Forschung und Ereignisse liefen parallel; es war der Weg vom gutbürgerlichen Protest, der auf die Vernunft seiner Argumente setzte, zur breiten Renitenz einer Bürgerinitiaitve, die mit qualifizierter Gegenöffentlichkeit die Verwaltung in Atem hielt, aber keinen Zwang auf sie ausüben konnte. «Volksbewegungen» dieser Art stellten früher oft auch das Gewaltmonopol des Staates in Frage. Eine moderne Bewegung, die in der Regel keine Gewalt anwendet (und auch nicht über materielle Zwangsmittel wie die Verweigerung von Arbeitskraft im Streik oder die Steuer- und Abgabenverweigerung verfügt) ist in ihren Möglichkeiten viel stärker eingeschränkt. Wie die verbleibenden Möglichkeiten stufenweise phantasievoll genutzt werden, welche Lernschritte dabei eine Rolle spielen usf., das ist Gegenstand dieser aus «forschendem Lernen» hervorgegangenen Studie. Erkennbar wird mit ihr auch die Rolle von Initiativpersonen, die der Bewegung Anstoss und Stimme geben. Solche Personen, die ohne die Bereitschaft der anderen keine Rolle spielen würden, als «Drahtzieher» und «Aufwiegler» zu denunzieren, bleibt im Allgemeinen denen vorbehalten, die sonst in der Geschichte das Wirken von «Persönlichkeiten» sehen. Das Buch zeigt, dass dies unangemessen ist.

Dieter Kramer